

II.
ZUR METHODIK UND KRITIK
DER
LINGUISTISCH-HISTORISCHEN
FORSCHUNG..

I. Kapitel.

Die indogermanische Spracheinheit.

Die Ursprache. Ihre bedingte Erschliessbarkeit. Ihr Zerfall. Zur Chronologie der Sprachveränderungen. Räumliche Ausdehnung der Ursprache. Sprachveränderung und Geschichte. Ursprache und Einzelsprachen.

Wenn wir Wort- und Formenreihen, wie serb. *mâtá'*, griech. *μάτηρ*, lat. *mater*, altir. *mathir*, ahd. *muoter*, altsl. *mati* „Mutter“ oder serb. *tráyas*, griech. *τρῆς*, lat. *trēs*, ahd. *drî*, altsl. *triže* „drei“ oder serb. *bhárati*, aw. *baraiti*, ir. *berid*, ahd. *birî*, altruss. *beretĭ* „er trägt“ überschauen, so können wir uns das Verhältnis dieser Wörter und Formen zueinander nicht anders erklären als dadurch, dass wir annehmen, sie seien aus jetzt nicht mehr vorhandenen Urwörtern und Urformen, die wir mit Hilfe der Sprachvergleiche als **mâté'(r)*, **tréjes* und **bhéreti* rekonstruieren können, hervorgegangen. Die Summe derartiger Urwörter und -formen stellt das dar, was man als indogermanische Ursprache bezeichnet. Während nun A. Schleicher und seine Zeitgenossen glaubten, dass es einfach der Zusammensetzung derartiger Urwörter, wie sie oben gegeben worden sind, bedürfe, um ein zusammenhängendes Stück der indogermanischen Ursprache zu gewinnen, so dass der genannte Gelehrte es sogar wagte, eine Fabel in der indogermanischen Ursprache niederzuschreiben („das Schaf und die Pferde“, Beiträge V, 207), ist man in neuerer Zeit immer skeptischer gegen die Möglichkeit geworden, die Ursprache als ein Ganzes wieder herzustellen. Man hat nämlich erkannt, dass die einzelnen Grundformen, auf die die Sprachvergleiche zurückgeht, nicht immer einheitliche, sondern nach Raum und Zeit verschiedene Spracherscheinungen

darstellen oder wenigstens darstellen können, so dass ein aus ihnen zusammengesetztes Stück menschlicher Rede etwa einem Texte gliche, der aus alt-, mittel- und neuhochdeutschen Wörtern und aus alemannischen, bayrischen, fränkischen etc. Formenbestände (vgl. Brugmann Grundriss I², 24). So ist es z. B. schwer zu sagen, wie das Zahlwort „eins“ in der Ursprache lautete, da dasselbe in den Einzelsprachen auf ganz verschiedene, nur gruppenweis übereinstimmende Grundformen: **oino-* (lat. *ūnus* = got. *ains*), **oivo-* (altpers. *aiva* = griech. *οἶος*), **sem-* (griech. *εἷς* = lat. *semel*) zurückführt. Für den Nom. Sing. des Mutternamens müssen zwei, wohl zeitlich voneinander verschiedene Urformen, **mâtér*: griech. *μάτηρ*, lat. *māter* und **mâté'*: sert. *mâtá'*, altsl. *mati* angesetzt werden, da die beiden letzteren Formen sich nicht durch speziell indische oder slavische Lautgesetze aus **mâté'r* ableiten lassen. Hinsichtlich der 2. Pers. Sing. des Verbum substantivum kann man zwischen dem Ansatz von **essi* (altlat. *ess*, griech. *ἔσοι*) und **esi* (sert. *ási*, griech. *εἶ*, lat. *es*) schwanken usw. Gleichwohl bezweifeln die Sprachforscher auch heute nicht, dass hinter den dialektischen und zeitlichen Verschiedenheiten der indogermanischen Grundsprache, bis zu denen wir mit den Mitteln der Sprachwissenschaft mehrfach nur vorzudringen vermögen, als notwendiges Postulat für die Erklärung der indogermanischen Spracheinheit, eine völlig einheitliche und dialektlose Grundsprache anzunehmen sei. Selbst P. Kretschmer, der in neuerer Zeit in seiner Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache sich am schärfsten gegen die Rekonstruktionsversuche der indog. Ursprache ausgesprochen hat, nimmt p. 92 doch, wenn auch „in für uns nebelhafter Ferne“ ein Urvölken an, das, wie nach materieller Kultur, Religion und Sitten, so auch nach seiner Sprache „absolut einheitlich“ war, und auch Brugmann a. a. O. p. 22 erklärt, „dass in der früheren engeren Urheimat die Indogermanen eine Sprache geredet haben mögen, die noch etwa in dem Sinne einheitlich war, in dem wir heute eine deutsche Mundart, wie die bairische, als eine Einheit bezeichnen“. Diese Auffassung wird man als die zur Zeit herrschende bezeichnen können. Indessen scheint es zweifelhaft, ob der in dieser Frage ins Rollen gekommene Stein schon endgiltig zur Ruhe gelangt ist. Zwar dass wir die mit unseren Mitteln erschliessbare Ursprache als eine bereits

dialektisch gespaltene auffassen, hat in abstracto, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass jede sprachliche Gemeinschaft, ob klein oder gross, mehr oder weniger in sich differenziert ist, nichts bedenkliches. Wenn wir also z. B. annehmen, dass die palatalen *k*-Laute in einem Teil der Ursprache als reine Verschlusslaute (lat. *centum*), in einem anderen Teil mit einem sibilantischen Nachschlag, der sich später zu einem eigentlichen Zischlaut verdichtete (lit. *szimtas*) gesprochen wurde, so steht nichts im Wege, dass wir derartige Verschiedenheiten als „dialektische Unterschiede“ der indog. Ursprache bezeichnen. Fraglich aber ist es, ob dieser Ausdruck, der doch immer auf die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit einer, wenn auch nicht mehr nachweisbaren ursprünglichen Einheit hinweist, noch ausreicht, wenn wir z. B. die mit *m* anlautenden Kasussuffixe des Germanischen und Slavisch-Litauischen gegenüber den *bh*-Suffixen der übrigen Sprachen (got. *vulfam*, lit. *wilkams*, altsl. *vlŭkomŭ* gegenüber scrt. *vŕkēbhyas*, griech. *θεόφι*, lat. *hostibus* usw.) ins Auge fassen, oder wenn wir die Bildung des Gen. Sing. der *o*-Stämme in den einen Sprachen auf *-sio* (scrt. *vŕkasya*, griech. *λόκοιο* aus **λκκοιο*) der desselben Kasus auf *i* (lat. *viri*, ir. *fir* aus **feri*) in anderen Sprachen gegenüberstellen. Sollte es sich hier nicht empfehlen, statt mit Kretschmer S. 16 und anderen von „uralten Dialektdifferenzen“ zu reden, vielmehr von „uralten morphologischen Unterschieden“ der einzelnen indogermanischen Sprachen auszugehen? Wenn wir aber einmal so tief liegende Unterschiede der indog. Sprachen, wie immer wir sie bezeichnen mögen, zugeben müssen, so, scheint es, verlieren wir auch das Recht, in zahlreichen anderen Verhältnissen nach einheitlichen Grundformen und zwar oft mit sehr gewaltsamen Mitteln zu suchen. Betrachten wir z. B. die Bildungen des Futurums in den indog. Sprachen, so herrscht eine unleugbare Übereinstimmung zwischen Sanskrit und Litauisch (scrt. *dā-syá-ti*, lit. *dŕ-siu*) und zwischen Italisch und Keltisch (lat. *vide-bo*, altir. *no charub*). Die germanischen und slavischen Sprachen stimmen darin überein, dass sie, abgesehen von periphrastischen Bildungen, gar kein besonderes Futurum haben, sondern den Futurbegriff durch das Präsens mit bezeichnen. Die gewöhnliche Auffassung ist nun die, dass auch das Germanische und Slavische das *sio*-Futurum einmal besessen und später verloren hätten (vgl. K. Brugmann, Grund-

riss II, 1270, 1101). Ich sehe aber nicht ein, wie man mich widerlegen will, wenn ich behaupte: die indog. Sprachen haben, ganz ebenso wie die finnischen, ein besonderes Futurum überhaupt nicht besessen, diesen Zustand haben die Germanen und Slaven¹⁾ bewahrt, und die indisch-litauische und italisch-keltische Futurbildung stellen uralte Sprachschöpfungen der betreffenden Gruppen dar, an denen die übrigen indog. Sprachen niemals teil hatten. Denkt man diesen Gedanken bis zu Ende, so wäre es möglich, dass nicht wenige der jetzt nur mit einiger Willkür auf eine Einheit zurückgeführten Verschiedenheiten der indog. Sprachen uns den Blick in eine Zeit eröffneten, in denen eine Anzahl von Stämmen, die wir als Indogermanen zu bezeichnen noch kein Recht hätten, und die sprachlich von Anfang an nicht ganz einheitlich gewesen zu sein brauchten, unter äusseren Verhältnissen, die uns natürlich auf ewig verschleiert sein werden, sich durch die allmähliche Ausbildung der Eigenart des indog. Sprachbaues von anderen, ehemals ihnen nahestehenden (ural-altaischen?) Stämmen abgrenzten, ohne indessen hierbei überall die gleichen Wege einzuschlagen, mit einem Worte, dass wir in die Genesis des indog. Sprachbaus hineinschauten. Indessen dürfen wir, worauf auch P. Kretschmer p. 28 Anm. 1 aufmerksam macht, ein tieferes Verständnis dieser Verhältnisse erst erhoffen, wenn es möglich sein wird, die Verwandtschaftsverhältnisse der indog. Sprachen mit denjenigen anderer Sprachstämme, wie der Semiten, der Semiten und Hamiten, der Finno-Ugrier, der Turko-tataren usw. zu vergleichen; denn es ist doch *a priori* anzunehmen, dass die Beziehungen der indog. Sprachen untereinander wohl dem Grade, nicht aber der Art nach von denjenigen anderer Sprachfamilien verschieden sein werden. Leider ist aber zu sagen, dass die indogermanische Sprachwissenschaft zur Zeit für derartige Erörterungen weder vorbereitet noch ihnen besonders geneigt ist.

Wenn so der Anfang der indog. Ursprache noch von zahlreichen Rätseln umgeben ist, so knüpfen sich nicht minder

1) Die vereinzelte altsl. Form *bysqšteje* „τὸ μέλλον“, die man als Überrest eines *sio*-Futurums (**bysq*) im Slavischen auffasst, würde dann vielmehr als unfruchtbar gebliebener Ansatz zur Bildung eines solchen Tempus zu gelten haben. Auf der andern Seite sind futurisch gebrauchte Präsensien bekanntlich auch ausserhalb des Germanischen und Slavischen nachweisbar: z. B. griech. *εἶμι*, *ἔδομαι*, *πίομαι*, *χέω* u. a.

schwierige Fragen an ihr Ende. Die erste Überlieferung der einzelnen indog. Sprachen fällt bekanntlich in sehr verschiedene Zeiträume. Das Altindische kennen wir am frühesten aus dem Rigveda (um 2000 v. Chr.), das Griechische aus Homer (um 1000 v. Chr.), das Germanische aus der gotischen Bibelübersetzung des Ulfilas (um 400 n. Chr.), das slavische aus der altbulgarischen Übersetzung der Bibel (um 900 n. Chr.) usw. In den angegebenen Jahrhunderten waren also die einzelnen indog. Sprachen bereits ausgebildete und deutlich voneinander verschiedene Individualitäten, oder mit anderen Worten: diejenigen Sprachveränderungen, welche diese Individualisierung bewirkt haben, fallen vor die angegebenen Zeitgrenzen. Wann aber sind sie auf den einzelnen Sprachgebieten eingetreten? Haben wir ein Recht zu glauben, dass in der Zeit der ältesten vedischen Hymnen das Griechische bereits eine Sondersprache bildete? Oder dürfen wir in der Epoche, da Homer dichtete, bereits von Keltisch, Germanisch, Slavisch, Litauisch oder nur von Teilen der Ursprache reden, aus denen später Keltisch, Germanisch, Slavisch, Litauisch hervorgingen?

Im ersten Augenblick könnte es unmöglich scheinen, eine Antwort auf derartige Fragen zu geben; denn wie soll es sich bewerkstelligen lassen, Sprachveränderungen in Zeiten, in denen es keine Sprachdenkmäler gibt, chronologisch zu fixieren? Glücklicherweise liegen die Dinge nicht ganz so hoffnungslos, und wenigstens was die nordeuropäischen Sprachen betrifft, ist es möglich, das tiefe Dunkel, das in chronologischer Beziehung auf ihrer vorliterarischen Sprachgeschichte lastet, an einigen Stellen zu erhellen. Und zwar bieten sich uns hierzu vier verschiedene Wege dar. So beweisen z. B. eine Reihe inschriftlicher Sprachüberreste des Altkeltischen in Italien, Gallien, Irland etc. (Stokes B. B. XI, 112 ff.) aus den letzten vor- und ersten nachchristlichen Jahrhunderten, dass damals eine Reihe tief einschneidender Auslautgesetze, die später die keltischen Sprachen in hohem Masse verstümmelt haben (vgl. ir. *coic* = vorhist. ir. **genque*: lat. *quinque*, ir. *fer* „Mann“ = vorhist. ir. **viro-s*, vgl. griech. *λύκος*, ir. *asbiur* „sage“ = vorhist. ir. **beru*: lat. *fero*, griech. *φέρω*), ihre Wirkung damals noch nicht ausgeübt hatten, indem wir in jenen Inschriften auf Formen stossen, die nach ihrem Auslaut mit den entsprechenden griechischen und lateinischen

noch auf gleicher Stufe stehen. Ähnliches gilt von den germanischen Runeninschriften (z. B. *horna*: got. *hairn*, *gastir*: got. *gasts*). Andere nordeuropäische Sprachüberreste, die uns in sehr frühe Sprachepochen zurückführen, sind uns, namentlich in Orts-, Völker- und Personennamen, von griechischen und römischen Schriftstellern überliefert. So sind auf dem Gebiet des Vokalismus in den keltischen Sprachen die beiden indog. Diphthonge *eu* und *ou* in einen Laut zusammengeschmolzen, während die altgallischen Eigennamen (vgl. z. B. *Teutomatus* gegenüber *Roudus*) den alten Unterschied noch treu bewahrt haben. Ähnlich ist im Keltischen die Lautverbindung *ev* über *ov* zu *û* geworden: indog. **nevios*, dann **novios*, ir. *nûe* „neu“. Wohl zeigt sich der Ansatz hierzu schon in dem altgall. *Novio-dânnum* „Neustadt“, doch finden sich daneben auch noch verschiedene Zusammensetzungen mit **nevio-* (vgl. Brugmann, Grundriss I², 125), so dass dieses altgallische *nevio-s* „neu“ direkt die indog. Urform darstellt und altertümlicher als das vedische *návya-s* oder das altgriechische *νέος* oder das lat. *novus* ist. Im Litu-Slavischen ist jenes indog. *eu* zu *au*, bezüglich zu *u* geworden (vgl. lit. *tauta* aus **teuta* „Volk, Land“ und altsl. *pluti*, *plora*: griech. *ἔπλευσα*), der älteste Völkernamen aber, unter dem die Slaven oder Litu-Slaven in der Geschichte auftreten, das schon von Herodot bezeugte *Νεῦοί* hat, wie man sieht, den alten Diphthong *eu* noch unversehrt bewahrt. In ihrem Konsonantismus sind die keltischen Sprachen in historischer Zeit durch den Verlust mehrerer Laute, wie des indog. *p* und des indog. *s* zwischen Vokalen (vgl. ir. *áthir* „Vater“ = lat. *pater*, ir. *siur* „Schwester“ = scrt. *svásar*) charakterisiert. Was den ersteren Lautwandel anbetrifft, so zeigt sich der Schwund des *p* auch in den altgallischen Eigennamen (z. B. *ritum* „Furt“ in *Augustorritum* = lat. *portus*), so dass er zunächst nicht chronologisch fixierbar erscheint. Fasst man aber mit Recht den alten Namen unseres Erzgebirges, *Fergunna*, als eine germanische Umgestaltung des keltischen *Hercynia* d. i. **Percunia* auf, so muss zu der verhältnismässig späten Zeit des Eintritts der germanischen Lautverschiebung — worüber unten mehr — der Laut *p*, wenigstens in gewissen Teilen des ursprünglich keltischen Sprachgebiets, noch unversehrt gewesen sein. Das intervokale *s* aber zeigen die altgallischen Sprachüberreste (z. B. in *gaesum*, ir. *gae* „Spieß“)

überhaupt noch unverändert. Eine weitere wichtige Handhabe für die chronologischen Zwecke, die uns hier beschäftigen, bieten die Lehnwörter, die von irgendwoher ins Keltische, Germanische oder Litu-Slavische eingedrungen sind, und dadurch, dass sie an einer Lautveränderung dieser Sprachen teil genommen oder nicht teil genommen haben, beweisen, ob sie vor oder nach dieser Lautveränderung aufgenommen worden sind. Wenn es nun möglich ist, aus anderen Gründen zu bestimmen, wann die betreffende Entlehnung ungefähr erfolgt ist, so ist damit zugleich ein Anhalt für die Chronologie des fraglichen Lautwandels gegeben. So haben z. B. einige germanische Wörter, die frühzeitig ins Slavische übergegangen sind, den Wandel dieser Sprachen von *au* (*ou*) in *u* (altsl. *suchŭ* „trocken“ = griech. *αῖος* aus **sauso-s*) und von *a* in *o* (altsl. *nosŭ* „Nase“ = ahd. *nasa*) noch mitgemacht: vgl. altsl. *bugŭ* „Armband“ aus ahd. *boug*, altsl. *kupiti* „kaufen“ aus got. *kaupōn* und altruss. *opica* aus altn. *api* „Affe“, altsl. *kotilŭ* aus got. *katils*. Da nun auch die ältesten germanischen Entlehnungen ins Slavische nach allem, was wir wissen, nicht älter als die ersten nachchristlichen Jahrhunderte sind, so scheint auch der in Frage stehende Lautwandel nicht früher stattgefunden zu haben. Auch Entlehnungen aus den genannten Sprachen können sich in diesem Zusammenhang als sehr wichtig erweisen. So sind zahlreiche germanische, slavische, litauische Wörter in die finnischen Sprachen übergegangen und haben sich unter dem Schutz eigenartiger finnischer Lautverhältnisse hier oft mit grosser Treue erhalten. So heisst z. B. die Seife im Finnischen *saippio* aus ahd. *seiffa* und beweist, dass zu der Zeit, als diese Entlehnung stattfand — nach W. Thomsen wäre dies in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gewesen —, die Germanen noch die sehr altertümliche Form **saipiō(n)* gebrauchten.

Mit allen diesen Mitteln können wir nun zwar keineswegs in allem einzelnen beweisen, aber doch im allgemeinen es in hohem Grade wahrscheinlich machen, dass die nordeuropäischen Sprachen ausserordentlich lange auf der Stufe der Ursprache stehen geblieben sind.

Ich will versuchen, dies noch an einem weiteren Beispiel zu verdeutlichen. Die germanischen Sprachen haben bekanntlich einen ihrer charakteristischsten Züge durch die erste Laut-

verschiebung erhalten, und die Germanisten streiten darüber, ob dieselbe im III. oder IV. vorchristlichen Jahrhundert durchgeführt worden sei. Weiter verlegt sie, soviel ich sehen kann, niemand zurück. Tatsächlich finden wir auch in den germanischen Sprachen bereits Lehnwörter, die vor der Lautverschiebung aufgenommen worden sein müssen, weil sie dieselbe mitgemacht haben, und die aus kulturhistorischen oder anderen Gründen schwerlich über das Zeitalter Herodots hinausgehen. Ein solches ist z. B. agls. *hænep* „Hanf“ aus thrak. *závvaβis*; denn da noch Herodot bei der Beschreibung dieser Kulturpflanze die Unbekanntschaft seiner Leser mit derselben voraussetzt, so ist nicht wahrscheinlich, dass sie schon vor ihm der germanische Norden gekannt habe, was auch direkt dadurch bewiesen wird, dass sie in älteren prähistorischen Funden nicht nachgewiesen werden kann (vgl. G. Buschan Vorgesch. Botanik p. 115). Ferner wissen wir, dass in den germanischen Sprachen noch zur Zeit der ersten Lautverschiebung der indogermanische freie, im Sanskrit und in einigen slavischen Sprachen noch in historischer Zeit herrschende Akzent lebendig gewesen sein muss, so dass es also damals z. B. noch **brápar* = griech. *φορήρη*, scrt. *bhrá'tá* gegenüber **fadár* = griech. *παρή*, scrt. *pitá* und **téhan* = griech. *δέξα*, lat. *decem*, scrt. *dáçan* gegenüber **sebán* = griech. *ἐπά*, scrt. *saptá* hiess. Übertragen wir diese Erkenntnisse auf zwei der im Eingang dieses Kapitels angeführten indog. Urformen, den Nom. Sing. des Wortes für Mutter: **mátér* = altn. *môder*, ahd. *muoter* und den indog. Ausdruck für „er, sie trägt“: **bhéreti* = got. *bairip*, ahd. *birit*, so ergibt sich, dass dieselben damals, d. h. im Zeitalter Herodots, sowohl was ihren Konsonantismus wie auch ihren Akzent betrifft, noch völlig unverändert waren. Dasselbe gilt aber auch von ihrem Vokalismus. Das *á* von **mátér* hat sich bis in die Zeit Caesars erhalten, wie der von diesem überlieferte Ortsname *Silva Bâcenis*, eigentl. „Buchenwald“ (ahd. *buohha* = lat. *fâgus*) zeigt (vgl. Brugmann Grundriss I², 151), das *é* desselben Wortes bewahrte jedenfalls seine Länge so lange, als der Akzent darauf ruhte. Was **bhéreti* = ahd. *birit* anbetrifft, so galt das *é* und *e* der ersten und zweiten Silbe noch während der Römerzeit, in der es mit *i* zu wechseln beginnt (vgl. das ältere *Segimerus* bei Tac. gegenüber dem jüngeren *Sigimerus* bei Vell. Pat., das ältere *Cannenefates* bei Plin. gegenüber dem

jüngeren *Canninefates* bei Vell. Pat., Brugmann a. a. O. p. 128, 127). Für den Abfall des auslautenden *i* von **bhéreti* kann ich zwar einen unanfechtbaren chronologischen Anhalt nicht finden; allein es wird — aus allgemeinen, hier nicht zu erörternden Gründen — kaum einen Sprachforscher geben, der annähme, dass die erste Lautverschiebung in den germanischen Sprachen bereits die Form **bhéret* vorgefunden hätte.

Es ist also, will mir scheinen, eine vollkommen beweisbare und sichere Tatsache, dass „die Mutter trägt“ im Zeitalter des Herodot an den Ufern der Elbe und Oder noch ganz wie in der Ursprache **mátér *bhéreti* lautete, während man in Griechenland bereits ein halbes und in Indien ein ganzes Jahrtausend früher mit z. T. ausserordentlich starken Abweichungen *μήτηρ φέρει* und *mátá' bhárati* sagte.

Diese Beobachtung, dass die nordeuropäischen Sprachen sehr lange auf der Stufe der Ursprache stehen geblieben sein müssen, führt nun noch zu zwei weiteren Bemerkungen über den Charakter der letzteren.

Wenn es richtig ist, dass noch auf dem historischen Boden der Einzelvölker oft die subtilsten Verhältnisse der Ursprache erkannt und Formen nachgewiesen werden, die mit den postulierten Urformen durchaus identisch sind, so folgt hieraus, dass die indog. Ursprache, sei es als Ganzes, sei es in einzelnen Teilen, über ein geographisch sehr ausgedehntes Gebiet verbreitet gewesen sein muss, ohne, trotz dialektischer Verschiedenheiten im einzelnen, ihre Homogenität im ganzen zu verlieren. Durch eine ähnliche Stabilität sind z. B. die turko-tatarischen Sprachen ausgezeichnet, die „trotz einer immensen geographischen Ausdehnung vom eisigen Norden bis zum tiefen Süden, vom Drachensee bis zur Adria, ja trotz einer zeitlichen Entfernung von historisch nachweisbaren anderthalbtausend Jahren“ einander noch immer so nahe stehen, „dass der Ostfrieser und der Schweizer sich mit dem Zipser oder dem Siebenbürger Sachsen wohl schwerer verständigen wird, als dies etwa zwischen Jakuten und Teleuten mit dem Türken aus Anatolien oder Rumelien der Fall sein kann“ (vgl. Vámbéry Die primitive Kultur des turko-tat. Volkes p. 14 f.). Unter den einzelnen indogermanischen Sprachen hat das Grossrussische im Laufe der Zeit in Europa und Asien eine ungeheure räumliche Verbreitung erlangt, ohne dass es dabei zu mehr als dia-

lektischen, und dabei nicht einmal sehr erheblichen, Unterschieden gekommen wäre. Auch Kleinrussisch und Weissrussisch können nach dem Urteil ausgezeichneter Slavisten wie z. B. dem Sobolevskij's (Vorlesungen z. Gesch. d. russ. Spr. ³ p. 2) nicht als selbständige Sprachen dem Grossrussischen gegenüber gelten.

Von der ältesten Stufe ihrer Entwicklung ist zweitens die indog. Ursprache in den einen Teilen ihres ausgedehnten Territoriums früher, in den anderen später herabgesunken. Während wir oben sahen, dass es um das Jahr 2000, ja vielleicht noch um das Jahr 1000 v. Chr., die europäischen Nordsprachen, Keltisch, Germanisch, Litu-Slavisch wahrscheinlich noch gar nicht gegeben hat, sehen wir, dass das Altindische des Rigveda oder das Griechische des Homer bereits alle diejenigen sprachlichen Veränderungen aufweisen, die das Indische zum Indischen, das Griechische zum Griechischen gemacht haben. So muss z. B. im Indischen damals schon längst der bunte Vokalismus der indog. Grundsprache in einem monotonen *a*, *ā* zusammengefloßen sein (griech. ἔστί „ist“, ὄϊς „Schaf“, ἄγω „ich führe“: sert. *ásti*, *áviš*, *ájāmi*; griech. ἔθηκα „ich setzte“, lat. *vōx* „Stimme“, *frāter* „Bruder“: sert. *ádham*, *vāk*, *bhrātā*). Ähnlich muss im Griechischen damals schon längst der indog. Laut *j* zu *ζ* geworden (lat. *iugum* „Joch“ = griech. ζυγόν) oder das zwischenvokalische *s* ausgefallen sein (sert. *jānas-as* „des Geschlechts“ = griech. γένος). Auch das Lateinische weist in seiner ältesten Überlieferung bereits die wichtigsten Abweichungen von dem ursprünglichen Zustand, wie z. B. die Verwandlung der ursprachlichen *Mediae aspiratae* erst in *Tenuis aspiratae*, dann in tonlose Spiranten (**bhērō*, erst **phērō*, dann *fero*) auf. Es ergibt sich also, dass diejenigen Sprachen, die am frühesten derartige einschneidende Veränderungen aufzuweisen haben, denjenigen Völkern angehören, die, wie Inder, Iranier, Griechen, Römer am frühesten in den Bann des Orients eingetreten sind und damit die Bahn geschichtlicher und kulturgeschichtlicher Entwicklung beschritten haben. Es erhebt sich damit die wichtige Frage, ob ein ursächlicher Zusammenhang zwischen Geschichte und sprachlicher Veränderung besteht, oder, da ein solcher Zusammenhang, wie aus dem bisherigen hervorgeht, ohne Zweifel anzunehmen ist, wie derselbe zu erklären sei. In dieser Beziehung ist zunächst auf W. Wundt zu verweisen, der in

seiner Völkerpsychologie I, 1, 1² p. 488 ff. die Ansicht vertritt, dass Kulturentwicklung ein schnelleres Tempo der Rede erzeuge, und dass dieser gesteigerte Redefluss für zahlreiche Sprachveränderungen, z. B. auch für die Erscheinungen der germanischen Lautverschiebung, verantwortlich zu machen sei. In dessen ist es nach den Einwendungen, die B. Delbrück Grundfragen der Sprachforschung mit Rücksicht auf W. Wundts Sprachpsychologie p. 102 gegen diese Auffassung erhoben hat, mehr als fraglich, ob dieser Faktor des rascheren Redeflusses, wenngleich ihm eine gewisse Bedeutung nicht abzusprechen sein dürfte, doch einen derartigen Einfluss im Leben der Sprache ausgeübt hat, wie ihn Wundt annimmt. Ferner hat man den Zusammenhang zwischen Geschichte und sprachlicher Veränderung aus dem Moment der Sprachmischung erklären wollen, der die indog. Völker bei ihrer vorgeschichtlichen und geschichtlichen Ausbreitung in immer steigendem Masse ausgesetzt waren. Wir werden über diesen Gegenstand im folgenden Kapitel, in dem von der Vermischung der indog. Völker und ihren Folgen die Rede sein wird, ausführlicher zu sprechen haben und beschränken uns daher hier auf die Bemerkung, dass auch die Sprachmischung in älterer Zeit einen grösseren Einfluss auf die Differenzierung der indog. Sprachen schwerlich ausgeübt hat.

Vielleicht wäre es, um den ursächlichen Zusammenhang zwischen Geschichte und sprachlicher Veränderung richtig zu verstehen, gut, die Frage nach den letzten Ursachen des Sprachwandels möglichst bei Seite zu lassen und sich mit der Beantwortung der Frage zu begnügen, inwiefern konnte durch geschichtliche Verhältnisse eine Steigerung und Beschleunigung der im übrigen jederzeit möglichen sprachlichen Veränderungen herbeigeführt werden? Alle sprachlichen Veränderungen — darüber herrscht unter den Linguisten erfreuliche Übereinstimmung — gehen ungewollt von einzelnen Individuen aus, von denen sie sich auf dem Wege unbewusster Nachahmung in teils weiteren, teils engeren Kreisen verbreiten, je nachdem der persönliche Einfluss jener einzelnen Individuen ein grösserer oder geringerer war¹⁾. Fragt man nun, worauf in letzter Linie

1) Vgl. Paul Prinzipien der Sprachgeschichte² p. 30: „Aus dem anfänglich nur individuellen bildet sich ein neuer Usus heraus“, Delbrück Grundfragen p. 98: „Unter diesem andern Weg [der eine wäre

alle geschichtliche oder kulturgeschichtliche Entwicklung gerichtet ist, so kann die Antwort nur lauten: auf die Erschaffung von Individualitäten, von Persönlichkeiten. Nach allem, was wir wissen, müssen wir uns die Kultur der Urzeit so einförmig wie möglich vorstellen. Stämme, Sippen und Grossfamilien bildeten die monotone Grundlage der Gesellschaftsordnung, die auch nach Ständen und nach dem Besitz (vgl. mein Reallexikon u. Stände und u. Reich und arm) noch kaum gegliedert war. Selbst die Götter, in denen sich das Leben der Sterblichen abspiegelt, waren noch keine umfassenden und markanten Persönlichkeiten, sondern beschränkten sich auf die einzelnen Begriffe, denen sie entstammten (vgl. mein Reallexikon u. Religion). Je nachdem nun die einzelnen indog. Völker vom Strom der Weltgeschichte ergriffen werden, schlagen ihre Sprachen ein schnelleres Tempo der Differenzierung ein, aus keinem andern Grund, als weil sich nunmehr in ausgeprägten Individualitäten wirksame Ausbreitungszentren der sprachlichen Veränderungen bilden. Gegen diesen Differenzierungstrieb stemmen sich auf den einzelnen

nach D. der der Sprachmischung] aber kann man sich, soviel ich sehe, nur vorstellen, dass eine Neuerung bei einem Einzelnen beginnt, und sich von ihm aus in immer weitere und weitere Kreise fortsetzt. Den hauptsächlichsten Grund, warum die Mehreren den Wenigen nachahmen, darf man wohl in dem persönlichen Einfluss der Wenigen suchen“, R. Meringer Indogermanische Sprachwissenschaft p. 38: „Zusammenfassend können wir also sagen, die sprachlichen Änderungsversuche in bezug auf die Laute gehen von den einzelnen aus, übertragen sich aber bloss dann auf einen grösseren Kreis, wenn der Einfluss der ändernden Person ein entsprechender ist“, Sievers Phonetik⁴ p. 243: „Die Bildung neuer Aussprachsformen geht daher von einzelnen Individuen oder auch von einer Reihe von Individuen aus, und erst durch Nachahmung werden solche individuellen Neuerungen allmählich auf grössere Teile einer Sprachgenossenschaft oder auch auf deren Gesamtheit übertragen“. Widerspruch erhebt nur W. Wundt Sprachgeschichte und Sprachpsychologie p. 60, und es kann ihm soviel zugegeben werden, dass die mitgeteilten Anschauungen der Sprachforscher mehr ein notwendiges Postulat sind, als auf im einzelnen beweisbaren Tatsachen beruhen. Tatsache ist, dass die Lautveränderungen (vgl. oben p. 70 f. über die zweite Lautverschiebung) in bestimmten Gegenden und in räumlicher Beschränkung hervortreten und sich von da über die Nachbarschaft allmählich verbreiten. Da nun die Sprache an Menschen gebunden ist, so kann man sich für den geschilderten Vorgang keine andere Erklärung als die oben angegebene denken.

Völkergebieten erst in verhältnismässig später Zeit andere Kulturprodukte wie das Aufkommen eines Nationalitätsbewusstseins und die Einführung einer Schriftsprache, beides Faktoren, die natürlich aber für die Beurteilung der älteren und ältesten Sprach- und Völkerverhältnisse nicht in Betracht kommen können. Mit Recht hat schon P. Kretschmer Einleitung p. 412 darauf hingewiesen, dass z. B. zwischen altgriechischem und altgermanischem Sprachgebiet uns ein Unterschied insofern entgegentritt, als das erstere von Anfang an dialektisch stark zerklüftet erscheint, während wir auf letzterem bis zu einheitlicheren „urgermanischen“ Sprachzuständen vorzudringen vermögen. Auf den gleichen Gegensatz hätte er hinsichtlich der italischen Sprachverhältnisse (Oskisch, Umbrisch, Lateinisch) einer- und der slavischen andererseits sich beziehen können. Allein den Grund dieser Verschiedenheit hat er schwerlich richtig angegeben, wenn er meint, dass einmal ein differenzierendes, das andere Mal ein assimilierendes Prinzip gewirkt habe, was im Grunde doch nur Worte sind. Die Ursache ist vielmehr lediglich eine historische: die Griechen und Italiker sind früher in die Geschichte eingetreten und darum früher dialektisch zerspalten, während bei den europäischen Nordvölkern, in Sonderheit bei Germanen und Slaven, die „ursprachlichen“ („urgermanischen“ oder „urslavischen“) Verhältnisse länger andauerten. Erst mit dem Zurückdrängen des keltischen Elements in West- und Mitteldeutschland, d. h. etwa im IV. oder III. vorchristlichen Jahrhundert machen sich die Germanen in der Geschichte bemerkbar, und es ist sicherlich kein Zufall, dass erst in dieser Zeit die in der ersten Lautverschiebung sich offenbarende grosse Abweichung der germanischen Sprachen vom indogermanischen Lautbestand sich Bahn bricht.

Aus dem bisherigen ergibt sich ferner, dass man von einer „Periode der Auflösung der indog. Grundsprache“ in keiner Weise reden kann. Nicht um einen einzelnen Akt, sondern um eine unendliche Reihe verschiedener, durch Jahrhunderte und Jahrtausende getrennter Akte handelt es sich. Ebensowenig lässt sich irgendwo ein Strich zwischen der Ursprache und den Einzelsprachen machen. Man könnte zwar z. B. sagen, dass die speziell germanische Sprachentwicklung mit der Lautverschiebung anhebt; aber einerseits können schon vor ihr speziell germanische Sprachänderungen, z. B. die Ausbildung des sogenannten schwachen

Präteritums (got. *nasida*), vorhanden gewesen sein, und andererseits dauerten doch die von der Lautverschiebung nicht betroffenen indog. Urformen auch nach der Lautverschiebung auf germanischem Boden zunächst fort. Auch von einem Ende der Ursprache kann man eigentlich nicht reden, da indog. Urformen gelegentlich, z. B. im Litauischen (*sūnis* „Sohn“, *ėsti* „er ist“, *tū* „du“) bis auf den heutigen Tag weiterleben. Das Problem der Auflösung der indog. Ursprache und der Herausbildung von Einzelsprachen kann daher nur im engsten Zusammenhang mit ethnologischen Fragen seiner Lösung näher gebracht werden, zu deren Erörterung überzugehen es nunmehr an der Zeit ist.

II. Kapitel.

Die indogermanische Völkereinheit.

Das indogermanische Urvolk. Sprachverwandtschaft und Rassenverschiedenheit. Völkermischung. Sprachmischung. Der Urtypus des indog. Stammes. Urvolk und Einzelvölker. Ursprache und Einzelsprachen. Nationen.

Wenn auch nicht alle Verschiedenheiten der indog. Sprachen auf eine Einheit zurückgeführt werden oder auf Grund einer solchen verstanden werden können, so wird doch, wer die Lebensarbeit eines Bopp, Schleicher, Brugmann überschaut, darüber nicht zweifelhaft sein können, dass die indog. Sprachen im Ganzen andern Sprachen und Sprachfamilien als eine geschichtliche Einheit gegenüberstehen, und da die Sprachen selbstverständlich nichts in der Luft schwebendes, sondern etwas ansprechende Menschen gebundenes sind, so hat der Schluss von der Einheit der indog. Sprachen auf die Einheit der indog. Völker in der Tat nahe genug gelegen. Auch ist derselbe lange Zeit anstandslos und ohne Einschränkung gezogen worden, bis die Anthropologie immer deutlicher darauf hinwies (vgl. oben p. 107 ff.), dass keine der bisher auf Grund somatischer Merkmale versuchten Klassifikationen der Menschheit sich mit dem Begriff Indogermanisch irgendwie deckt. Dieselben sind entweder zu weit, indem mit den Indogermanen völlig heterogene Sprachelemente wie Basken und Kaukasier zu einer weissen, mittelländischen, kaukasischen oder arabisch-europäischen Rasse vereinigt werden, so dass man genötigt gewesen ist, diese Einheit auf den *homo alalus* „den stummen Menschen“ (vgl. F. Müllers Probleme der linguistischen Ethnologie, E. Behms Geographisches Jahrbuch IV, 302) zurückzuführen, der, wie man wird zugestehen müssen, für

den Sprachforscher ein recht geringes Interesse hat. Oder jene Klassifikationen sind zu eng, wie dies mit dem auf die Längen- und Breitenverhältnisse des menschlichen Schädels gegründeten Retzius'schen System der Fall ist. Vergegenwärtigen wir uns z. B. die Karte, auf der J. Deniker-Paris mit grosser Sorgfalt die Verteilung des Schädelindex in Europa dargestellt hat (*J. Deniker Les races de l'Europe I, l'indice céphalique en Europe. Association française pour l'avancement des sciences. Congrès de St. Étienne 1897. Paris 1899*), so zeigt sich, dass die westlichere Hälfte Europas — der Osten weist noch sehr viele auf die Kopfform nicht untersuchte Gebiete auf — im Norden ebenso wie im Süden hauptsächlich von Lang- und Mittelschädlichen besetzt ist, zwischen denen sich, im Anschluss an das Alpengebiet, ein stellenweis sehr breiter Gürtel von mehr oder weniger Kurzschädlichen hindurchzieht. Bedenken wir nun, welche Sprachen und Völker auf diesem Gebiete herrschen, so ergibt sich, dass nicht nur die Indogermanen im ganzen, sondern auch die einzelnen Zweige des Indogermanischen durch eine Einteilung in Lang- und Kurzschädel völlig auseinander gesprengt werden. Ähnlich steht es mit den Merkmalen der Blondheit und Brünetheit. Die Bevölkerung Deutschlands zerfällt in eine blonde und brünnette Schattierung. Dasselbe gilt von den Grossrussen, die nach den sorgfältigen Untersuchungen Sografs in den Gouvernements Zentralrusslands, Wladimir, Jaroslaw, Kostroma deutlich einen kleinen subbrachykephalen bis brachykephalen Typus mit braunen Haaren und grauen Augen neben einem hochgewachsenen subbrachykephalen bis mesokephalen, ja dolichocephalen Typus mit blonden Haaren und ebenfalls grauen Augen aufweisen. Ähnliches wurde schon oben (p. 115) von den Iraniern des Pamirgebietes berichtet. Gleich grosse somatische Verschiedenheiten kehren übrigens auch auf anderen Sprachgebieten wieder: der Jakute an der Lena ist ein total anderer als der Türke am Bosphorus, der Lappe völlig verschieden von dem sprachverwandten Finnen usw.

Sind nun diese Umstände geeignet, den auf der Verwandtschaft der indog. Sprachen beruhenden Glauben an eine prähistorische Einheit der indog. Völker zu erschüttern? Ich glaube, dass sehr einfache Betrachtungen zeigen, dass dies nicht der Fall ist.

Wir sprechen deutsch, weil wir von deutschen Eltern

stammen, und unsere Verwandten in fremden Ländern, soweit sie nicht in anderen Nationalitäten aufgegangen, sind ebenfalls der deutschen Sprache mächtig, weil sie oder ihre Vorfahren aus Deutschland gekommen sind. In England herrscht eine germanische Sprache, weil dieselbe von einem germanischen Stamme nach jenem Eiland gebracht worden ist. Diese Beispiele zeigen aber auch, in welchem beschränkten Sinne die Einheit der indog. Völker verstanden werden muss. Denn gleichwie der Bau der englischen Sprache zwar ohne weiteres sich durch die Einwanderung der Angelsachsen als ein germanischer erklärt, die englische Nationalität aber nicht verstanden werden kann ohne Berücksichtigung der keltischen, römischen, normannischen Elemente, die mit jenem angelsächsischen Stamm verschmolzen sind, ebenso fordert die vergleichende Sprachwissenschaft auch nicht, dass die indog. Völker in ihrer Totalität auf eine ursprüngliche Einheit und Gleichheit zurückgehen, sondern sie verlangt nur die Annahme, dass in den einzelnen indog. Völkern ein einheitlicher indog. redender Kern vorhanden gewesen sei, von dem aus die Übertragung der indogermanischen Sprache auf heterogene, mit ihm verschmelzende Völkerbestandteile möglich war.

Dass die indogermanisch redenden Stämme bei ihrer Ankunft in der neuen Heimat Mischungsprozesse mit einer daselbst vorher ansässigen Urbevölkerung durchzumachen gehabt haben, kann gar nicht bezweifelt werden, da zum Teil auf diesen Vorgängen das volle Licht der Geschichte ruht. Blicken wir z. B. auf die indischen Arier, deren Vordringen von den Ufern des oberen Induslaufes in südlicher und südöstlicher Richtung in fortgesetztem Kampfe mit den Ureinwohnern des Landes die vedischen Lieder uns schildern (vgl. Zimmer *Altind. Leben* p. 100 ff.)! Die arischen Stämme, deren Hautfarbe ausdrücklich als eine weisse bezeichnet wird (Rg. I 100, 18), treten hier den Ureinwohnern Indiens, den „schwarzhäutigen“ *Dasyu*, die fremde Sprache, fremde Sitte, fremde Götter haben, in einem Streit auf Tod und Leben entgegen, der damit endigt, dass die unterworfenen Barbaren endlich als vierte Klasse, als *Çadra* in den indischen Staat aufgenommen werden. Das indogermanische Element hat gesiegt, aber, „dass in dem langen Zeitraum bis dahin vielfach Mischungen arischen Blutes mit dem der Ureinwohner stattgefunden haben, ist nicht zu bezweifeln. *Dasyu*-Jungfrauen und -Weiber kamen in das Haus

der arischen Männer als Sklavinnen; die eine oder die andere mag es wohl zur Herrin gebracht haben“ (Zimmer a. a. O. p. 117). Zu den degenerierenden Folgen dieser Vermischungen, die später durch skythische, mongolische, europäische Elemente aller Art gesteigert wurden, kam dann weiter der Einfluss des den physischen Organismus des Menschen mächtig umgestaltenden tropischen Klimas Indiens, so dass nur noch die Brahmanenfamilien gewisser Distrikte heute den edleren „mittelländischen“ Rassencharakter bewahrt haben sollen (vgl. F. Müller Allg. Ethnographie p. 457 ff.). Nicht weniger ziehen sich durch das Awesta alte Nachrichten von dem Kampf der iranischen Bevölkerung mit einer eingeborenen, unarischen Urrasse (*anairyáo danhâvô*), und auch hier leben in den Häusern der Mazdaverer die Töchter ungläubiger Stämme als Dienerinnen und Nebenweiber (W. Geiger Ostiran. Kultur p. 176 ff.).

In neuerer Zeit lassen sich diese Verhältnisse besonders schön an der Ausbreitung der Russen, speziell der Grossrussen, studieren. Diese stellen von Haus aus eine kleine Zahl zur Zeit der grossen slavischen Wanderungen in der slavischen Urheimat am Mittellauf des Dněpr zurückgebliebener Stämme dar, die nun im Laufe der Jahrhunderte sich über das ganze europäische Russland bis zum Ural verbreitet und die finnische und tatarische Urbevölkerung dieser Länder verdrängt, vernichtet oder, besser gesagt, sich assimiliert haben, überall russische Eigenart und russische Sprache verbreitend. Lebendige Zeugen dieser einstmaligen Urbevölkerung sind die mordvinischen, tschuwaschischen, tscheremissischen, wotjakischen, permjäkischen, syrjänischen usw. Sprach- und Völkerinseln, die noch heute vorhanden sind. Diese Kulturarbeit ist dann von den Russen jenseits des Ural fortgesetzt worden. In Sibirien fassten sie zuerst im Jahre 1582 festen Fuss, und schon im Jahre 1880 kamen auf 4½ Millionen Russen, d. h. russisch redender Menschen nur noch etwa 1 Million Inorodzy oder „Fremde“, wie man bald die eigentlichen Herren des Landes, Burjäten, Jakuten, Wogulen, Tungusen, Samojuden, Kalmyken, Ostjaken etc. etc. nannte. Mit diesen Völkern hat sich, fast vor unseren Augen, eine Vermischung der langsam von Westen nach Osten vorrückenden Russen vollzogen, aus der in somatischer Beziehung zahlreiche neue Typen entsprungen sind. Schon in der Mitte des vorvorigen Jahrhunderts wurde man auf

den asiatischen Typus vieler Sibirier-Russen aufmerksam. Am unteren Laufe des Jenissei wird diese Erscheinung von den dortigen Kosaken „Smješiza“ d. h. „Gemisch“ genannt. Man kann geradezu von einer Jakutisierung der Russen Ostsibiriens reden (weiteres bei A. Brückner Die Europäisierung Russlands Gotha 1888 p. 161 f.).

Überschauen wir diese klar vorliegenden Verhältnisse und bedenken wir weiter, dass auch im westlichen und südlichen Europa in Pikten, Iberern, Ligurern, Etruskern usw. ansehnliche Reste nichtindogermanischer Völker sich bis in die geschichtlichen Zeiten gerettet haben, so kann es nicht zweifelhaft sein, dass auf dem indog. Völkergebiet überall oder doch in weiter Ausdehnung starke Mischungen und Verschmelzungen heterogener Völker stattgefunden haben. Warum hierbei das indogermanische Element über die sich ihm assimilierenden Völkerbestandteile in sprachlicher Beziehung den Sieg davongetragen habe, ergibt sich aus den angeführten Beispielen fast von selbst. Es sind in Indien wie in Iran und Russland die kulturhistorisch höher stehenden Völker, die ihre Sprache auf die niedriger stehenden Ureinwohner übertragen haben, und es liegt daher nahe, aus diesen Erwägungen den Schluss zu ziehen, dass die indogermanische Bevölkerung Europas und Asiens schon zur Zeit ihrer Ausbreitung im Vergleich mit der vorindogermanischen eine relativ höher gesittete gewesen sein müsse, und dass hierdurch zugleich die weite Ausdehnung des indog. Sprachstamms sich erklärt.

Schwieriger ist die Frage zu beantworten, ob diese ohne Zweifel stattgehabte Mischung der Völker auch von einer Mischung ihrer Sprachen begleitet gewesen ist, oder, mit anderen Worten, ob auch die indog. Idiome, die die Einwanderer in ihre neuen Wohnsitze mit sich brachten, bedeutsame Veränderungen durch den Mund der Ureinwohner erfahren haben. Tatsächlich wird dieser Gesichtspunkt gegenwärtig häufig geltend gemacht (vgl. oben p. 75), um die Unterschiede der indog. Sprachen zu erklären. Auch lässt sich nicht leugnen, dass in neueren Sprachepochen und in bestimmten Teilen des indog. Völkergebietes, wie namentlich auf der Balkanhalbinsel, im Bulgarischen, Rumänischen, Albanesischen auch in der Laut-, Wortbildungs- und Flexionslehre (ganz abgesehen vom Wortschatz) „mischsprachliche“ Er-

scheinungen nachgewiesen werden können¹⁾. Allein etwaigen Schlüssen hieraus auf die erste Ausbreitung der Indogermanen in Europa stehen doch andere Tatsachen im Wege. Was wir, falls Völkermischung überall Sprachmischung bedingte, nach den obigen Ausführungen in der russischen Sprache erwarten müssten, wäre ihre Durchsetzung mit finnischen Elementen. Hören wir nun, wie sich über diesen Punkt einer der besten Kenner des Russischen, Sobolevskij, in seinen Vorlesungen zur Geschichte der russischen Sprache (3. Ausg. Moskau 1903) äussert: „Das russische Volk stellt in linguistischer Beziehung ein Ganzes dar. Das fremde, finnische Blut, das im Laufe vieler Jahrhunderte im Überfluss in den grossrussischen Stamm eingedrungen ist und noch jetzt in den nordöstlichen Zweig des russischen Volkes eindringt, hat die russischen Nordländer nicht zu Finnen oder zu Finno-Russen gemacht. . . . Es hat nicht den geringsten Einfluss auf die Einheit der russischen Sprache ausgeübt. Ausser einigen Worten, die in grossrussischen nördlichen und östlichen Grenzdialekten bestehen und der russischen Literatursprache fremd sind, haben die Finnen der russischen Sprache nichts zugeführt. Man dachte zwar früher, dass wir den Finnen unsere Vokalentfaltung [*polnoglasie*, z. B. russ. *borodá* „Bart“ statt ursl. **barda*] und die Aussprache des *o* als *a* etc. [*ákaně*, z. B. *Moskvá*, sprich *Maskvá*] verdankten; aber an dieser Meinung hält gegenwärtig in Anbetracht ihrer offenbaren Unhaltbarkeit kaum noch jemand fest: die Vokalentfaltung besteht überall, wo das russische Volk lebt, z. B. diesseits und jenseits der Karpaten, wo die Geschichte auch in den ältesten Zeiten keine finnischen Siedelungen kennt, und die Aussprache des *o* als *a* fehlt gerade bei den Russen, in deren Adern besonders viel finnisches Blut fliesst, bei den nördlichen Grossrussen.“ Dazu kommt, dass es bis jetzt noch nicht gelungen ist, in den älteren Phasen des indog. Sprachlebens, weder im Sanskrit, noch im Griechischen, noch im Italischen usw. derartige Beeinflussungen durch die Sprachen der Urbewohner mit irgendwelcher Sicherheit nachzuweisen. Auch begriffe man nicht, wie die im ersten Kapitel

1) Vgl. weiteres bei Kretschmer Einleitung p. 120 ff., wo auch die Literatur über die Frage der Sprachmischung zu finden ist. Hinzugekommen in neuerer Zeit, dieslavischen Sprachen betreffend, V. Jagić Einige Streitfragen 3—4, Archiv f. slavische Sprachen XXII, 11 ff.

betonte lange Bewahrung der indog. Grundformen in den nord-europäischen Sprachen möglich gewesen sein sollte, wenn die doch schon bei der ersten Besitzergreifung der betreffenden Länder durch Indogermanen mit Ureinwohnern stattgehabte Vermischung zu Modifikationen der indog. Ursprache geführt hätte. Das einzige, was man daher bis jetzt mit einiger Bestimmtheit sagen kann, ist, dass in dem Wortschatz der einzelnen indog. Sprachen ein gewisses Kapital von Ausdrücken vorhanden sein kann, das man nie aufindog. Grundformen zurückzuführen imstande sein wird, weil es vor- und nichtindog. Sprachen entstammt. Auch können, wie wir noch sehen werden, derartige Elemente schon in der indog. Grundsprache selbst vorhanden gewesen sein.

In jedem Falle ist nach den bisherigen Ausführungen die vielbesprochene Frage nach dem Urtypus der Indogermanen auf die Frage zu reduzieren, welches der ursprüngliche Typus desjenigen indog. Völkerkerns gewesen sei, von dem auf den einzelnen Völkergebieten die Übertragung der indog. Sprache auf allophyle Bestandteile ausging.

Aber auch diese Fragestellung ist wahrscheinlich eine falsche, insofern ihr die Voraussetzung zugrunde liegen würde, dass der Habitus des indog. Urvolkes überhaupt ein einheitlicher gewesen sein müsse. In der Tat gehen viele Anthropologen und Ethnographen stillschweigend oder ausgesprochenermassen von dieser Annahme aus. So sagt Penka Die Herkunft der Arier p. 20 wörtlich: „Ein Urvolk aus zwei verschiedenen Rassen bestehend anzunehmen, heisst der Natur zumuten, zu gleicher Zeit und unter denselben äusseren Umständen ein und dieselbe Grundform nach verschiedenen Richtungen hin umzugestalten, eine Annahme, deren Absurdität in die Augen springt.“ In Wirklichkeit liegen die Dinge aber anders. Man darf die Ursprünge der Indogermanen und die Ursprünge des Menschen nicht chronologisch zusammenwerfen, und die Begriffe „Rasse“ und „Volk“ nicht miteinander verwechseln. Wir haben oben gesehen, dass die indog. Völker in der Gegenwart keine körperliche Einheit darstellen, und die Ausgrabungen haben mit immer steigender Gewissheit dargetan, dass auch in der Vergangenheit von der jüngeren Steinzeit an in Europa uns nirgends Bevölkerungen von völlig homogener Zusammensetzung, sondern überall Mischungen von Dolicho-, Meso- und Brachykephalen

entgegentreten. So weisen die Schweizer Pfahlbauten der jüngeren Steinzeit unter 25 Schädeln 13 von brachykephalem, 8 von dolichocephalem und 4 von mesokephalem Typus auf. In England findet man in derselben prähistorischen Epoche in den sogenannten „*long barrows*“ Dolichocephale und Mesokephale, in den „*round barrows*“ Kurzschädel und Langschädel nebeneinander. In Dänemark kommen auf 34 steinzeitliche Schädel 10 brachy-, 16 meso-, 8 dolichocephale, während die schwedischen Schädel des Steinzeitalters allerdings vorwiegend dolichocephal sind (vgl. Kretschmer a. a. O. p. 40 und mein Reallexikon u. Körperbeschaffenheit der Indog.) usw. Unter diesen Umständen hat Virchow schon im Jahre 1883 (Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie p. 144) einen einheitlichen kranilogischen Typus der Indogermanen direkt in Abrede gestellt und angenommen, dass 2 Reihen, eine dolichocephale und eine brachycephale, in demselben von jeher nebeneinander hergegangen seien. Dabei braucht nicht geleugnet zu werden, dass der ganze Habitus der Indogermanen, worunter ja ausser den kranilogischen Verhältnissen noch sehr viel anderes zu verstehen ist, in den ältesten Epochen ein einheitlicherer gewesen sein wird, als in der geschichtlichen Zeit, nachdem die oben erörterte Vermischung mit autochthonen Völkern stattgefunden hatte. Was sich aber hierüber bis jetzt sagen lässt, ist trotz allem, was in neuerer Zeit darüber geschrieben worden ist, kaum mehr, als was schon V. Hehn (Kulturpflanzen⁷ p. 521) so ausdrückt: „Von welcher Komplexion das Urvolk der Indogermanen gewesen, wissen wir unmittelbar nicht. In der Epoche, wo wir es kennen lernen, ist es längst in Zweige gespalten, deren Haar-, Haut- und Augenfarbe zwei verschiedene Typen zeigt. Asiaten, Griechen, Römer sind schwarz, Kelten und Germanen blondlockig, blauäugig, hellfarbig; die ersteren dabei von kürzerer Statur, mit lebhaften Gesten, kundige, kluge, braune Zwerge: Kelten und Germanen hochaufgeschossene, rotwangige Riesengestalten mit wallendem Haar. . . . In welchem von beiden Typen aber, dem dunkeln oder hellen, dürfen wir mit grösserer Wahrscheinlichkeit das Abbild der Urzeit erkennen? Alles spricht dafür, dass diejenigen Stämme, die in historischer Isolierung am wenigsten von der ursprünglichen Lebensweise sich entfernt hatten, nämlich die nordischen, auch die leiblichen Stammeszeichen am treuesten bewahrt hatten. Wo sie seitdem

der südlichen Natur und Lebensform sich genähert oder mit der dunklen Rasse sich gemischt haben, da hat allemal die letztere die Oberhand gewonnen.“ Ob aber dieser ältere und einheitlichere Habitus der Indogermanen mehr dem altslavischen oder altthrakischen oder altgermanischen oder altkeltischen ähnlich war, darüber kann in der Gegenwart, und wie zu befürchten ist, auch in der Zukunft nichts mit irgendwelcher Zuversicht behauptet werden.

In dem hier erörterten Sinne können und müssen wir also an der einstigen Existenz eines indog. Urvolks als Trägers der indog. Spracheinheit festhalten.

Wie diese urvolkliche Einheit entstanden sei, darüber können wir uns zur Zeit freilich ebensowenig ein Urteil erlauben, wie über die Frage nach der Entstehung der indog. Ursprache selbst. Beide Probleme können nur im engsten Zusammenhang miteinander, durch Vergleichung mit anderen Sprach- und Völkereinheiten und durch Erwägungen allgemeinerer Art, wie sie etwa F. Ratzel¹⁾ (oben p. 128) angestellt hat, ihrer Lösung näher gebracht werden.

Ich wende mich daher unmittelbar zu der letzten der hier zu erörternden Fragen, nämlich zu der, wie aus jenem zu postulierenden Urvolk die einzelnen indog. Völker hervorgegangen sind, eine Erörterung, die uns zugleich zu dem im I. Kap. nur gestreiften Problem der Entstehung der indog. Einzelsprachen zurückführen wird.

Wir haben oben gesehen, dass die Indogermanen in vorhistorischer Zeit über ein geographisch bereits sehr ausgedehntes Gebiet verbreitet waren, ohne dass die gemeinsame Ursprache wesentlichen Veränderungen unterlag, und die gleiche Einförmigkeit wie in der Sprache wird man auch in der Kultur jener Epoche voraussetzen müssen, da die Zustände, die wir bei den alten Germanen oder Slaven finden, wie in diesem Buche des öfteren gezeigt werden wird, im ganzen dieselben sind, wie wir sie noch bei den Griechen zur Zeit ihrer Einwanderung in die Balkanhalbinsel voraussetzen müssen. Über diese erste vorhistorische Ausbreitung der Indogermanen können wir natürlich etwas sicheres niemals ermitteln, und nur auf dem Wege des

1) Vgl. dazu auch Karl Helm Die Heimat der Indogermanen und Germanen in den Hessischen Blättern für Volkskunde III. Heft 1. 1905.

Rückschlusses aus späteren Völkerbewegungen wird es möglich sein, sich ein ungefähres Bild jener Vorgänge zu machen. Betrachten wir nun dieses verhältnismässig späte Eintreten der einzelnen Zweige des indog. Sprachstamms in die geographischen Positionen, die wir sie bei dem ersten Morgenrot der geschichtlichen Überlieferung einnehmen sehen, so erfolgt dieses in einer Reihe von durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende voneinander geschiedener Akte, die man am ehesten als ein sich Aufrollen der einzelnen Teile des Urvolks bezeichnen kann, ein Prozess, dessen Anfang und Ende wenigstens in Europa noch ziemlich übersehbar sind.

Den Anfang machen die später Thraker genannten Stämme, die in sehr früher Zeit, nach P. Kretschmers (Einleitung p. 181) Argumentation schon im III. vorchristlichen Jahrtausend von ihren Stammsitzen an beiden Ufern der unteren Donau in unermesslicher Ausdehnung — noch Herodot nennt sie das grösste aller Völker — den Norden der Balkanhalbinsel überfluten und von hier aus einen grossen Teil des von allophylen Völkern besetzten Kleinasiens überschwemmen, wo sich die Phryger und Armenier von ihnen abzweigen. Den letzten Akt dieses grossen Völkerdramas bilden die später als Slaven bezeichneten Indogermanen, deren vom II.—VII. nachchristlichen Jahrhundert verlaufende Ausbreitung in einem westlichen und südwestlichen Strom verläuft, von denen der erstere dem heutigen Polen, den zwischen Oder und Elbe gelegenen Landschaften, Böhmen und Mähren ihre slavischen Bevölkerungen gibt, der letztere zu den Völkerbildungen der Bulgaren, Serben, Kroaten und Slovenen führt. Noch vor die thrakische Wanderung wird man die Ausbreitung der Arier (Inder und Iranier) anzusetzen haben. Die übrigen Stämme der Indogermanen rollen sich in teils mehr, teils weniger deutlich erkennbarer Weise innerhalb des von Thrakern und Slaven gebildeten zeitlichen Rahmens ebenfalls in grossen Zeitabständen voneinander auf. Dass bei diesem Prozess auch ein häufiges sich Schichten einzelner Zweige des indog. Sprachstammes selbst über einander stattgefunden hat, wie wir es im Verhältnis von Germanen und Slaven, Kelten und Germanen, Illyriern und Griechen usw. auf das deutlichste beobachten können, sei beiläufig bemerkt.

Mit diesem Eintreten der einzelnen Teile des indog. Urvolks

in ihre weltgeschichtlichen Stellungen war, wie oben (p. 144) gezeigt ist, eine raschere Veränderung ihrer Sprachen als bisher verbunden, die natürlich mit anderen Veränderungen auf dem Gebiete der äusseren und inneren Kultur, der Sitte, des Rechts, des Glaubens Hand in Hand ging. So mussten sich an verschiedenen Stellen des indog. Völkergebiets sowohl in sprachlicher wie in kultureller Beziehung grössere oder kleinere Abweichungen von dem ursprünglichen Typus bilden.

Mit der geschilderten Ausbreitung der Indogermanen war aber — und zwar, wenn wir von dem geschichtlich erkennbaren auf das nicht mehr erkennbare zurückschliessen dürfen, von der frühesten Zeit an — noch ein zweites verbunden, was die zwischen den einzelnen Gruppen sprachlich und kulturgeschichtlich sich einander näher stehender Stämme bestehenden festen Grenzen statt der rein theoretisch zu erwartenden allmählichen Übergänge nun erst zu erklären geeignet ist: der allmähliche Abbruch der zwischen jenen Gruppen ursprünglich anzunehmenden geographischen Kontinuität. Und wer bekannte Völkerbewegungen wie den Einbruch der Slaven in die Balkanhalbinsel, die Wanderung der Cimbern und Teutonen, den Einfall der Dorier in Mittelgriechenland und im Peloponnes usw. in Zusammenhang betrachtet mit dem durch zahlreiche Gebirge, einst unwegsame Wälder, reissende Ströme reich gegliederten Charakter unseres Erdteils, wird sich eher darüber wundern, dass diese Unterbrechung der geographischen Kontinuität und damit die Herausbildung mehr oder weniger scharfer Völker- und Sprachgrenzen nicht häufiger, als dass sie überhaupt geschehen ist.

Dazu kommt, dass der Begriff der Wanderung keineswegs der einzige Gesichtspunkt ist, der uns die zwischen den einzelnen Gruppen näher verwandter Stämme bestehenden Grenzen begreiflich macht.

Als der Vorhang der Geschichte aufgeht, finden wir eine Anzahl von Gruppen untereinander sich zwar objektiv näher stehender Stämme, die sich aber dessen subjektiv entweder gar nicht oder nur in schwächster Weise bewusst sind, so dass ihre Zusammengehörigkeit eher draussen stehenden, d. h. anderen Völkern als ihnen selbst bekannt ist. Mögen wir uns nun zu den ältesten Hellenen, Kelten, Germanen usw. wenden, überall nehmen wir wahr, dass sie untereinander in fortwährende Fehden

verwickelt sind, die dem Charakter der Zeit entsprechend mit furchtbarer Grausamkeit geführt werden. In Griechenland bringen es erst die durch religiöse Bedürfnisse ins Leben gerufenen Amphiktyonien zu Beschlüssen wie denen, dass die zum Bund gehörige Stadt nicht verwüstet, ihr das Wasser nicht abgegraben, ihre Baumpflanzungen nicht zerstört werden dürfen. Die Gallier (vgl. *Caesar De bell. gall.* VI, 17) opfern alles Lebendige, was sie im Krieg erbeuten, gemäss vorhergegangennem Gelöbnis ihrem Mars. Der von Tacitus (*Ann.* XIII, 57) berichtete wütende Krieg der benachbarten Chatten und Hermunduren um die Salzquellen an der Werra endigt mit der völligen Ausrottung der ersteren. Wie sollten auch auf diesem Wege infolge der Vernichtung einstiger Übergangsstämme nicht häufig Sprach- und Völkergrenzen entstanden sein?

Endlich verdient in diesem Zusammenhang auch erwogen zu werden, was Caesar erst von den Sueben im besondern, dann von den Germanen im allgemeinen berichtet: *Publice maximam putant esse laudem, quam latissime a suis finibus vacare agros: hac re significari, magnum numerum civitatum suam vim sustinere non posse. Itaque una ex parte a Suebis circiter milia passuum sescenta agri vacare dicuntur* (IV, 3) und: *Civitatibus maxima laus est quam latissime circum se vastatis finibus solitudines habere. Hoc proprium virtutis existimant, expulsos agris finitimos cedere neque quemquam prope audere consistere; simul hoc se fore tutiores arbitrantur, repentinae incursionis timore sublato* (VI, 23). Selbst wenn wir nicht annehmen, dass diese barbarische Sitte der Brachlegung weiter Grenzgebiete einstmals auch bei anderen Indogermanen verbreitet war, so wird sie doch jedenfalls verwertet werden können, um die Abgrenzung der im Zentrum Europas hervortretenden Germanen gegenüber Kelten, Slaven, Thrakern usw. mit zu erklären.

Das also sind die Grundstoffe, welche die Urgeschichte für die Bildung der auf indog. Völkerboden erwachsenen Nationalitäten darbietet: eine Reihe einander nahestehender, aber weder nach Sprache, noch nach Sitte, noch nach Körperbeschaffenheit völlig einheitlicher Stämme, die infolge längerer Unterbrechung der geographischen Kontinuität mit anderen Indogermanen sich zu relativen Einheiten zusammengeschlossen haben. Wie diese in ihrer Gesamtheit oder in grösseren Teilen sich zu Nationen

entwickelt, ein Nationalitätsbewusstsein ausgebildet und zuletzt in der Regel auch eine gemeinsame Schriftsprache geschaffen haben, das sind rein historische, auf den verschiedenen Gebieten verschieden verlaufende Vorgänge, deren Erörterung ausserhalb des Rahmens dieses Buches liegt.

In dem Wortschatz der Sprachen und Völker, deren Beziehungen zueinander wir bisher im allgemeinen betrachtet haben, findet sich nun eine grosse Menge von etymologischen Übereinstimmungen kulturhistorischer Begriffe, die man, seitdem es eine indog. Sprachwissenschaft gibt, benutzt hat, um aus ihnen Schlüsse auf die kulturgeschichtliche Entwicklung der indog. Völker zu ziehen. Diese kulturgeschichtlichen Gleichungen werden uns daher nunmehr in den Kap. III—VII des näheren zu beschäftigen haben.

III. Kapitel.

Der Verlust alten Sprachguts.

Die Wahrscheinlichkeit grosser Verluste innerhalb des indog. Wortschatzes. Folgen aus derselben. Bedenklichkeit der negativen Schlüsse auf die Kultur der Urzeit. Die Frage nach der Urheimat der Indogermanen im Zusammenhang hiermit. Zuweilen ist der Mangel einheitlicher Namen dennoch beweisend.

Der Fall, dass eine etymologische Gleichung sich aus allen uns überlieferten indog. Sprachen oder Sprachfamilien belegen liesse, ist, wie jeder weiss, einer der allerseltensten. Selbst in der Kategorie der überaus zähen und weitverbreiteten Verwandtschaftswörter kommt es nicht gerade selten vor, dass eine oder die andere Sprache gegenüber der urzeitlichen Benennung eines Familienwortes versagt. So fehlt der indog. Name des „Vaters“ den slavischen Sprachen, der der „Schwester“ dem Griechischen, der des „Sohnes“ dem Lateinischen, der der „Tochter“ ebenfalls dem Lateinischen usw. Niemand wird bezweifeln, dass in allen diesen Fällen jene Wörter in den betreffenden Sprachen einmal vorhanden waren und im Laufe der Zeit durch andere ersetzt worden sind.

Denn der Verlust alten Gutes ist ja einer der gewöhnlichsten Vorgänge in dem Leben der Sprache. Wer nur eine Seite irgend eines mittelhochdeutschen Textes aufschlägt, findet auf ihr eine ganze Reihe von Wörtern, die heute nicht mehr im Gebrauche oder wenigstens nicht mehr in selbständigem Gebrauche sind. Wenn aber in der verhältnismässig kurzen Zeit, die uns von dem Mittelalter trennt, ein nicht unbedeutender Teil des damaligen Wortschatzes der Vergessenheit

anheimfallen konnte, muss nicht da der Verlust des ursprünglichen Sprachguts bei den kulturgeschichtlichen Umwälzungen und lokalen Veränderungen, denen die indog. Völker seit ihrer Trennung von der alten Heimat ausgesetzt gewesen sind, ein ungeheurer gewesen sein? Diese hohe Wahrscheinlichkeit eines sehr ausgedehnten Verlustes des alten Wortschatzes nötigt aber den Kulturforscher, der mit sprachlichen Argumenten operiert, zur grössten Vorsicht. Es ist nämlich erstens überaus misslich, aus dem Fehlen etymologisch verwandter Wörter die Unbekanntschaft der Indogermanen mit gewissen Kulturbegriffen ohne weiteres zu folgern, ein Grundsatz, der zwar im Prinzip von allen anerkannt, im einzelnen aber häufig ausser acht gelassen wird. Richtig sagt daher schon A. H. Sayce *The principles of comparative philology*² 1875 p. 203: „Ganz wie der moderne Geolog von der Unvollkommenheit des geologischen Materials abhängig ist, so sollte sich auch der Sprachforscher erinnern, dass nur die Trümmer und Fragmente der alten Sprache durch einen glücklichen Zufall uns erhalten worden sind.“

Von einer besonderen Wichtigkeit aber ist dieser Gesichtspunkt für die Frage nach der Urheimat der Indogermanen, insofern man die Lage derselben aus dem scheinbaren Fehlen gewisser Tier- und Pflanzennamen in dem indog. Wortschatz hat erschliessen wollen.

Der indog. Sprachstamm erstreckt sich nach A. Grisebach durch drei Vegetationsgebiete der Erde, das indische Monsungebiet, das europäisch-asiatische Steppengebiet und das Waldgebiet des östlichen Kontinents, ein jedes mit einer ihm eigentümlichen Fauna und Flora. Mag man nun den ursprünglichen Ausgangspunkt der Indogermanen verlegen, wohin man will, es ist geradezu undenkbar, dass die ursprünglichen Tier- und Pflanzennamen bei der allmählichen Ausbreitung der indog. Stämme sich treu erhalten haben sollten. Wie können die Namen der Dinge bestehen, wenn diese Dinge selbst vielleicht seit Jahrtausenden dem Blicke der Menschen entschwunden sind? Blickt man z. B. auf die doch fast nur dialektisch verschiedenen indisch-iranischen Sprachen, so findet sich aus der gesamten Pflanzenwelt fast nur die gottgespendete Somapflanze, deren irdischer Repräsentant nur mit Schwierigkeit zu bestimmen ist (vgl. Z. d. D. M. G. XXXV, 680—92), mit einem einheitlichen Namen bei beiden:

Stämmen benannt, ohne dass man sich diese Tatsache anders als aus der völligen Verschiedenheit der geschichtlichen Wohnsitze beider Völker in pflanzengeographischer Hinsicht erklären wird. Es genügt daher ein sehr einfacher Akt der Überlegung, um einzusehen, dass Umstände wie die, dass sich urindogermanische Benennungen des Löwen, des Tigers, des Kamels etc. nicht mit Sicherheit ermitteln lassen, weder für noch gegen die europäische oder asiatische Hypothese von der Urheimat der Indogermanen entscheidend in die Wagschale fallen können.

Nun soll aber damit keineswegs gesagt sein, dass dem Abhandensein urverwandter Gleichungen für die Erschliessung der Urzeit jeglicher Wert abzusprechen sei. Im besonderen wird man nicht an ein zufälliges Aussterben einst vorhandener Ausdrücke denken dürfen, wenn es sich um ganze Begriffskategorien handelt.

So ist das Fehlen etymologisch verwandter Namen der Fischarten auf indog. Sprachboden in die Augen fallend. Auch für das ganze Geschlecht finden sich nur gruppenweis sich entsprechende Benennungen (wie sert. *mátsya*, aw. *masya*; lat. *piscis*, ir. *iasc*, got. *fisks*; lit. *žuvis*, altpr. *zūkans*, armen. *jukn*). Was die einzelnen Fischarten betrifft, so scheint eine übereinstimmende Benennung des Aales durch die europäischen Sprachen zu gehen (lat. *anguilla*, griech. *ἔγγελος*, lit. *ungurj̄s*, russ. *ugrī*); doch ist einerseits der etymologische Zusammenhang dieser Sippe überhaupt nicht sicher, und andererseits dürfte, wenn in ihr ein urverwandter Kern vorliegt, die älteste Bedeutung desselben „Schlange“ (lat. *anguis*, griech. *ἔχης*, lit. *angis*), nicht „Aal“ gewesen¹⁾ sein. Auch im Altirischen wird der Aal, der selbst bei Homer noch nicht unter die Fische gerechnet zu werden scheint (*ἔγγέλως τε καὶ ἰχθύες*, vgl. E. Buchholz Die homerischen Realien I, 2, 104 ff.) *esc-ung* (*-ung = anguis*), d. h. Sumpfschlange genannt. Andere Entsprechungen wie ahd. *lahs* = russ. *lososī*, lit. *lasziszà*, mhd. *wels* = altpr. *kalis*, altn. *sild* = russ. *selīdž*, *selėdka*, lit. *silkė*, u. a. beschränken sich auf ein engeres Sprach-

1) Vgl. das etymologische Material bei A. Walde Lat. et. W. s. v. *anguis*. H. Hirt I. F. Anz. XIII. H. 1 p. 14 gibt, wie man bei W. sehen kann, den gegenwärtigen Stand unseres Wissens unrichtig an, wenn er die Verwandtschaft von *ἔγγελος* und *anguilla* für eine ausgemachte Sache erklärt.

gebiet oder beruhen auf Entlehnung. Eine andere Frage ist, wie dieser Mangel gemeinsamer Fischnamen zu erklären sei.

Auf keinen Fall können die Indogermanen ausschliessliche Fischesser gewesen sein, wie die *Ἰχθυοφάγοι*, die Herodot am Arabischen Meer nennt, und die wilden Völker an der Rheinmündung, *qui piscibus atque ovis avium vivere existimantur* (Caes. III, 10), oder auch nur dem Fischfang und dem Fischgenuss eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet haben. Am richtigsten wird man vielmehr den indog. Zustand so auffassen wie den des homerischen Zeitalters, in dem Fische nur in den Zeiten äusserster Not (Od. XII, 330; IV, 368) den Helden zur Speise dienen¹⁾.

Ebenso bezeichnend wie die Armut einer urverwandten Terminologie auf dem eben erörterten Gebiete der Fischerei erscheint mir die gleiche Erscheinung auf dem der Schiffahrt gegenüber dem des Wagenbaus, dem der Blumenzucht gegenüber dem des Ackerbaus, dem der Verschwägerungsbezeichnungen des Mannes gegenüber denen des Weibes, auf dem Gebiet der Götternamen gegenüber dem der Personennamen usw.

Aber auch bei einzelnen Begriffen treten doch oft linguistische Begleiterscheinungen hinzu, die es unwahrscheinlich

1) Man hat mir privatim eingewendet, „dass es kaum denkbar sei, dass die Griechen, ein Seevolk par excellence, nicht von Alters her Fische gegessen hätten“. Auch weise das Vorkommen der Angel bei Homer auf gewerbsmässige Fischerei hin. Hierbei sei auf die Ausführungen von Wilamowitz (Homerische Untersuchungen p. 292) verwiesen, nach denen gegenüber der Epoche der Fixierung des epischen Stils, der die Heroen nicht reiten, schreiben, Suppe kochen und Fische essen etc. liess, das Zeitalter unseres Homer ein relativ junges gewesen sei, in dem schon veränderte kulturhistorische Verhältnisse herrschten. Die Beweiskraft solcher Züge des altepischen Stils aber dafür, dass es eine Zeit auf griechischem Boden gegeben hat, in der die Helden wirklich nicht ritten, schrieben, Suppe kochten und Fische assen (weil sie eben damals noch kein Seevolk par excellence waren), wird dadurch ebensowenig geschmälert wie die Beweiskraft der uralten Sprachformen des epischen Stils, deren sich die Sänger bedienen. Die Angel (*ἄγκιστρον*) wird übrigens nur an den obigen zwei Stellen der Odyssee IV, 368 und XII, 330 genannt, von denen die letztere noch dazu allgemein als aus der ersteren übernommen angesehen wird. Direkt in jenes vorhomerische Zeitalter führen uns jetzt die Ausgrabungen in Mykenae und Tiryns, wo nirgends weder Fischereigeräte noch Fischgräten gefunden worden sind (vgl. *Tsountas and Manatt The Mycenaean age* p. 334).

machen, dass eine urverwandte Bezeichnung für sie einst vorhanden gewesen und dann verloren gegangen sei. So scheint es W. Wundt Völkerpsychologie I, 2, 643 in methodischer Beziehung zu tadeln, dass ich in meinem Reallexikon die Unbekanntschaft des indog. Häuserbaus mit dem Fenster u. a. aus dem Nichtvorhandensein einer indog. Gleichung für den letzteren Begriff gefolgert habe. Er übersieht dabei, dass ich zugleich ausdrücklich (vgl. Vorrede p. XIV) auf eine Reihe von jüngeren Kulturbegriffen eigenen Erscheinungen in der Terminologie des Fensters, wie auf die Entlehnung (lat. *fenestra*), die Komposition (got. *auga-daurô*), und andere (russ. *oknó*, eigentl. „Auge“) hingewiesen habe, die den von mir gezogenen Schluss wohl zu unterstützen geeignet sind¹⁾. In

1) Ähnlich rügt es Hirt I. F. Anz. XIII H. 1 p. 8, dass ich annehme, die Indogermanen hätten ursprünglich keinen sprachlichen Unterschied zwischen Zehen und Fingern gemacht. „Ich muss gestehen“, sagt er, „dass mir die I. bedenklich idiotisch vorkämen, wenn sie nicht zwischen Fingern und Zehen unterschieden hätten“. Hirt weiss also nicht, dass noch die Griechen und Slaven so „bedenklich idiotisch“ sind, dass sie ihr *δάκτυλος* und *pálecŭ* in beiderlei Sinn gebrauchen. Hirt sieht auch nicht, dass meine Bemerkung sich auf beste in den Rahmen meiner Beobachtung einfügt, derzufolge die Benennungen der menschlichen Körperteile sich allmählich aus denen der tierischen entwickelt haben.

Diese kulturhistorisch nicht unwichtige Beobachtung entlehnt Hirt aus meinen Büchern, belustigt sich aber gleichzeitig über meine Bemerkung, dass die Indogermanen in der Urzeit schon eine ziemlich eingehende Kenntnis des menschlichen oder tierischen Körpers gehabt haben müssen: „In Wirklichkeit“, sagt H., „ist „menschlich“ ganz zu streichen, denn ich wüsste nicht, wie die Indogermanen, falls sie nicht Menschenfresser waren, zu dieser Kenntnis ihres Körpers hätten kommen sollen.“ Vielleicht erinnert sich aber Hirt, vor Zeiten in seiner Ilias von den schweren Verwundungen der homerischen Helden gelesen zu haben, wie der eine in die Eingeweide (*ἔντερα*), der andere in die Leber (*ἥπαρ*), der dritte ins Herz (*κῆρ*) usw. geschossen wird, um es auch ohne die Annahme von Menschenfresserei begreiflich zu finden, dass auch die Indogermanen in ähnlichen Fällen auf Grund ihrer Kenntnis des tierischen Leibes in stande gewesen sein werden, gewisse innere Teile ihres Körpers zu benennen.

„Wie wenig mir die Sprache sage“, fährt Hirt a. a. O. fort, „zeige, dass ich bei Besprechung des griech. *πέδη*, lat. *pedica*, agls. *feter* (: **ped* „Fuss“) nicht bemerkt habe, dass sich dieser Ausdruck auf die tierische Fesselung beziehe, „da es wohl sehr töricht gewesen wäre, den Menschen an den Füßen zu fesseln“. Hirt weiss wiederum nicht, dass die Fussfesselung gerade die älteste Form der Fesselung

demselben Werke habe ich auf das Auseinandergehen der verwandten Sprachen in der Bezeichnung des Begriffes „Eltern“ hingewiesen und gemeint, dass es nicht zufällig sein werde. Wer nun die Dinge oberflächlich betrachtet, wird sagen: „Wie? Die Indogermanen hatten ein Wort für „Vater“ und eins für „Mutter“, und ein Ausdruck für „Eltern“ sollte ihnen gefehlt haben?“ Bedenkt man aber, dass sich ebensowenig wie ein Wort für „Eltern“, ein solches für „Ehegatten“, für „Ehe“, für den „Witwer“ (im Gegensatz zu der Witwe) in der Ursprache nachweisen lässt, so erklären sich alle diese Erscheinungen ungewollt aus den Anschauungen einer Zeit, in der die Stellung von Mann und Frau, Vater und Mutter so fundamental verschieden war, dass es noch fern lag, die beiden Personen sich als ein miteinander verbundenes Paar vorzustellen.

Es zeigt sich also, dass die Lage der Dinge auf diesem Gebiet nicht ganz so einfach, aber auch nicht ganz so hoffnungslos ist, als sie P. Kretschmer¹⁾ Einleitung p. 68, „der jedes lexikalische *argumentum ex silentio*“ als „*ad absurdum* geführt“ bezeichnet, und H. Hirt (Beilage zur Allg. Z. 1898 No. 51 p. 3), der meint, dass „aus dem Fehlen von Worten überhaupt niemals etwas zu erschliessen sei“, hinstellen.

ist, die wir auch beim Menschen kennen. Vgl. z. B. russ. *kolódka* „zwei Bretter mit einem Ausschnitt, für den Fuss des Sträflings“ (Dahl), *kolódnikŭ*, ein gewöhnliches Wort für Verbrecher. Dazu mein Reallexikon p. 836. Warum derartiges eine Nachahmung der Tierfesselung sein soll, ist mir, da auch menschliche Gefangene auf ihren Füßen davonzulaufen pflegen, nicht ersichtlich.

1) Übrigens schreckt Kretschmer selbst vor derartigen Schlüssen nicht zurück, z. B. wenn er p. 108 es für „ausgeschlossen“ erklärt, dass die Gleichungen ahd. *lahs* = russ. *lososŭ* und got. *gulþ* = slav. *zlato* einst gemeinindogermanisch gewesen seien, da es keine gemeinindog. Fischnamen und nur äusserst wenige gemeinindog. Metallnamen gäbe. Sieht das einem *argumentum ex silentio* nicht sehr ähnlich?

IV. Kapitel.

Geographische Verbreitung und Chronologie der indog. Gleichungen.

Die partiellen Gleichungen und der Verlust alten Sprachguts. Ihre Auffassung im Lichte der Übergangstheorie. Die indog. Gleichungen brauchen nicht untereinander gleichzeitig zu sein, gehen aber in frühe, vorhistorische Zeiten zurück. Der Ausdruck „Indogermanisch“. Die Einwendungen Kretschmers.

Wir sahen, dass die uns hier beschäftigenden Gleichungen sehr selten in allen Sprachen unseres Stammes zu belegen sind, sondern in der Regel sich auf einen grösseren oder geringeren Teil derselben beschränken, oder mit anderen Worten, dass die „partiellen“ Gleichungen weit häufiger als die „gemeinindogermanischen“ sind. Wie ist dieser Zustand zu erklären? In dieser Beziehung muss zunächst an die im vorigen Kapitel erörterte Tatsache des häufigen Verlustes alten Sprachguts erinnert werden, durch den sich die beschränkte Verbreitung einer Wortreihe in vielen Fällen ohne weiteres verstehen lässt. Auch hat die Erweiterung unseres etymologischen Wissens und vor allem die Urbarmachung neuer Sprachgebiete wie des Albanesischen, des Armenischen; der neueren iranischen Mundarten usw. tatsächlich oft das Verbreitungsgebiet urverwandter Gleichungen erweitert. So hat man z. B. das bis vor nicht langer Zeit nur im Germanischen, Litu-Slavischen und Indischen belegbare Wort für „Fleisch“ : got. *mimz*, altsl. *męso*, sert. *māmsá* jetzt auch im Albanesischen und Armenischen (*miš*, *mis*) nachgewiesen, das früher für ausschliesslich europäisch gehaltene lat. *glans*, griech. *βάλανος*, altsl. *želqdī* „Eichel“ hat man ebenfalls im Armenischen (*kalin*), das ger-

manische und litu-slavische Wort für „Hand, Pfote“ : got. *lōfa*, altsl. *lapa* auch im kurdischen (*lapk*) wiedergefunden usw.

Nur in seltenen Fällen wird in den einzelnen partiellen Gleichungen selbst ein Anhalt zur Entscheidung der Frage gegeben sein, ob die Übereinstimmung von Anfang an auf ihr historisch bezeugtes geographisches Verbreitungsgebiet beschränkt war oder nicht. Es wird das erstere namentlich dann der Fall sein, wenn die betreffende Übereinstimmung auf der speziellen Bedeutung zweier Wörter beruht, und derselbe Wortstamm in allgemeinerer Bedeutung auch in anderen Sprachen vorkommt. Hierher gehört es z. B., wenn die Keldo-Germanen den Begriff des Erbes (ir. *orbe*, got. *arbi-numja*) als „verwaistes Gut“ (lat. *orbis*, griech. ὄρφανός) bezeichnen oder einen gemeinsamen Namen der Butter (ir. *imb*, ahd. *anche*) aus einem Stamm hervorgehen lassen, der ursprünglich allgemein „Salbe“ (skrt. *añjana*, lat. *unguentum*) bedeutete. Hierher auch, wenn z. B. im Arischen das Gold (skrt. *hiranya*, aw. *zaranya*) mit einem Wort benannt wird, das anderwärts noch in der Bedeutung „gelb“ (altsl. *zelenŭ* „grün-gelb“) vorliegt.

Abgesehen von derartigen Fällen kann man hinsichtlich der partiellen Gleichungen, wenn man sie einzeln betrachtet, niemals mit Bestimmtheit sagen, ob einstmals auch andere indog. Sprachen an ihnen teil hatten oder nicht. Erst wenn auf gewissen Gebieten derartige Übereinstimmungen in Masse auftreten, fangen sie an, für die Ermittlung der Beziehungen der einzelnen indog. Völker zu einander, für ihre Verwandtschaftsverhältnisse usw. einen gewissen Wert zu erhalten. Diesen Wert sollte man nicht zu gering anschlagen. Man pflegt zwar zu sagen, dass gegenüber den partiellen Übereinstimmungen auf dem Gebiet der Laut- und Formenlehre den speziellen Berührungen des Wortschatzes deswegen eine geringere Bedeutung innewohne, weil Wörter leichter wanderten und ihr Austausch bei einer minderen Intensität des sprachlichen Verkehrs möglich sei. Dies ist in gewissem, unten näher zu erörterndem Sinne richtig. Auf der anderen Seite aber sollte man das folgende nicht vergessen. Man hat sich in neuerer Zeit mehr und mehr daran gewöhnt, die Bestimmung der engeren Verwandtschaftsverhältnisse der indog. Sprachen nicht sowohl von der partiellen Bewahrung alten Sprachguts als von der partiellen Erscheinung gemeinsam vollzogener Neuerungen

abhängig zu machen. Gerade aber gegen diese letzteren Argumentationen lässt sich mit Brugmann (vgl. oben p. 74) der Einwand geltend machen, dass sich sehr oft nicht beweisen oder auch nur wahrscheinlich machen lässt, dass diese gemeinsamen Neuerungen wirklich auf einem historischen Zusammenhang und nicht vielmehr auf voneinander unabhängiger Entwicklung der einzelnen Sprachen, d. h. auf Zufall beruhen. Wenn z. B. die indog. Mediae Aspiratae *bh*, *dh*, *gh* in allen indog. Sprachen mit Ausnahme des Indischen, Griechischen und Lateinischen zu Mediae geworden sind (skrt. *bhārāmi* = got. *baīra*), oder wenn dieselben Laute nach allgemeiner Annahme im Griechischen und Italischen zunächst übereinstimmend zu Tenues Aspiratae geworden sind (sart. *bhārāmi* = griech. *φῆγω*, lat. *fero*, zunächst **phérō*), so fehlt in beiden Fällen ein zwingendes Kriterium für die Annahme, dass der angeführte Lautwandel in den genannten Sprachen auf einem faktischen Zusammenhang beruhe. Demgegenüber ist bei zahllosen Gleichungen des Wortschatzes (vgl. näheres Kap. V) der störende Begriff des Zufalls so gut wie ganz ausgeschlossen. Wenn wir in den europäischen Sprachen den Begriff des Pflügens durch die Sprachreihe griech. *ἀρόω*, lat. *arare*, ir. *airim*, got. *arjan*, lit. *ár̃ti*, altsl. *orati* bezeichnet finden, oder wenn der Pfeil, bezügl. der Bogen agls. *earh* = lat. *arcus* heisst, so wird niemand auf den Gedanken verfallen, dass die betreffenden Sprachen „zufällig“ gerade diese Wortstämme für diese Begriffe ausgewählt hätten. Unter allen Umständen können diese Gleichungen — sei es in früherer, sei es in späterer Zeit — nur bei geographischer Kontinuität der betreffenden Sprachgebiete und unter der Wirkung eines kausalen Zusammenhangs entstanden sein.

Die Hauptfrage ist daher: Lassen sich in bestimmten Teilen des indog. Sprachgebiets partielle Übereinstimmungen des Wortschatzes in verhältnismässig grosser Anzahl nachweisen? und welche Teile des indog. Sprachgebiets sind das? Der Beantwortung dieser Frage, bei deren Erörterung wir von den allgemein anerkannten Spracheinheiten des Indischen und Iranischen (Arischen) sowie des Litauischen und Slavischen absehen dürfen, ist die Schrift J. Schmidts Die Verwandtschaftsverhältnisse der indog. Sprachen (1872) gewidmet (vgl. oben p. 63 ff.). Das in ihr erzielte Ergebnis geht dahin, dass immer die noch in historischer Zeit einander geographisch am nächsten liegenden Sprachen auch in ihrem Wortschatz

die relativ meisten partiellen Übereinstimmungen aufweisen. So hat, nach der Zählung J. Schmidts, z. B. das Arische 99 besondere Übereinstimmungen mit dem Griechischen, aber nur 20 mit dem Lateinischen, 61 besondere Übereinstimmungen mit dem Slavo-Litauischen, aber nur 14 mit dem Germanischen. Bei seinen Ausführungen hat J. Schmidt zweierlei Sprachbeziehungen ausser Acht gelassen. Er hat einmal das zu jener Zeit noch wenig bekannte Keltisch, das in historischer Zeit auf dem westlichsten Flügel des indog. Sprachgebiets steht und somit den Gegenpol zu den arischen Sprachen bildet, nicht berücksichtigt, und auch heute noch dürfte es schwer sein, eine genaue Statistik der keltischen Sprachen hinsichtlich ihrer partiellen Übereinstimmungen mit den übrigen zu entwerfen. So viel aber dürfte ohne weiteres klar und allgemein zugestanden sein, dass das Keltische mehr partielle Gleichungen mit dem Germanischen als mit dem Litu-Slavischen und mehr ebensolche mit dem Lateinischen als mit dem Griechischen gemeinsam hat, so dass es sich also in das System J. Schmidts aufs beste fügt. Zweitens hat der genannte Gelehrte die näheren Beziehungen der nord-europäischen zu den südeuropäischen Sprachen nicht weiter verfolgt. Holt man dies nach, so ergibt sich — und auch dies dürfte allgemein zugestanden werden —, dass das Lateinische (Italische) den nordeuropäischen Sprachen näher steht als das Griechische. Dies hat hinsichtlich der Beziehungen des Lateinischen zu dem Germanischen schon Lottner K. Z. VII, 163 ff. richtig erkannt, und neuerdings hat Kretschmer Einleitung S. 146 zahlreiche besondere italisch-lituslavische Übereinstimmungen zusammengestellt. Das Bild, das wir durch J. Schmidts Ausführungen von den gegenseitigen Beziehungen des Wortschatzes der einzelnen indog. Sprachen gewinnen, wird auch hierdurch weniger verschoben als ergänzt.

Nun hat aber P. Kretschmer a. a. O. noch einen zweiten Nachweis zu führen versucht (p. 124 ff.), nämlich den, dass auch die italisch-keltischen und arischen Sprachen durch eine weit grössere Zahl besonderer Übereinstimmungen auf dem Gebiete der Grammatik und des Wortschatzes mit einander verbunden würden, als man bis jetzt geahnt habe. Ist dies richtig, so muss man sagen, dass dadurch das System J. Schmidts bedenklich erschüttert wird; denn die Wahrscheinlichkeit desselben gründete sich, wie wir sahen, ja gerade auf den statistischen Nachweis,

dass immer nur nach Ausweis ihrer geschichtlichen Lagerung benachbarte oder doch wahrscheinlich früher einmal benachbarte Sprachen durch eine relativ grosse Zahl partieller Übereinstimmungen verbunden würden. Wird nun diese Argumentation nicht völlig durchbrochen, wenn wir plötzlich sehen, dass auch der äusserste westliche zusammen mit dem äussersten östlichen Flügel der Indogermanen die gleiche Erscheinung aufweist? In der Tat hat Kretschmer, der im übrigen ganz auf dem Boden der J. Schmidt'schen Anschauungen steht, die Konsequenz seiner eigenen Ausführungen dadurch zu umgehen versucht, dass er für die Erklärung der von ihm angenommenen italisch-keltisch-arischen Beziehungen einen durchaus anderen Faktor verantwortlich macht wie für die übrigen. Er nimmt nämlich (p. 142) an, dass in der „Urheimat“, die sich nach ihm von den Ufern des atlantischen Ozeans bis in die russisch-sibirischen Steppen erstreckte, ein westindog. Stamm durch Auswanderung nach dem äussersten Osten des indog. Gebietes (wohlgemerkt durch alle übrigen Indogermanen hindurch) verschlagen worden und in den dortigen Völkern aufgegangen sei, denen er nun dialektische Eigentümlichkeiten der westlichen Idiome zuführte.

Indessen glaube ich nicht, dass wir zu einer derartigen gewaltsamen Annahme unsere Zuflucht nehmen müssen, um die J. Schmidt'sche Theorie zu retten. Allerdings ist es Kretschmer gelungen, die Zahl der besonderen Übereinstimmungen des Italischen und Arischen, wofür J. Schmidt nur 20 Nummern angesetzt hatte, auf circa 30 zu erhöhen (p. 132 ff.); allein er hat nicht bedacht, dass auch die Zahl der partiellen Gleichungen zwischen Griechisch und Arisch in demselben Masse emporschnellen würde, wenn wir die hierauf bezügliche Liste J. Schmidts jetzt nach einem vollen Menschenalter einer ebenso genauen Revision unterwerfen und *up to date* bringen würden¹⁾. Es ergibt sich also, dass das relative Verhältnis zwischen italisch-arischen und

1) Vgl. z. B. griech. ξυρόν = scrt. *kshurá* „Rasiermesser“, δεσπότης = *dámpati* „Herr“, μένος = *mánas* „Geist“, κείριος = *castrá* „schneidendes Werkzeug etc.“, δόρυ = aw. *dáuru* „Holz“, βίος = scrt. *jyá* „Bogen, Bogensehne“ (lit. *gijá* „Faden“?), πενθερός = *bándhu* „Verwandter“, ἅγιος, ἄγιός, ἄζομαι = *yájati*, *yajñá* „heilig, verehren, Opfer“, ἄλθομαι = *ṛdhātī* „gedeihen“, τίνομαι, τίσις = *cáyate*, *-citi* „rächen, Vergeltung“ und viele andere, die in der Liste J. Schmidts (VI Worte und Wurzeln, welche bisher nur im Griechischen und Arischen nachgewiesen sind) fehlen.

griechisch-arischen Gleichungen — und in diesem Punkte ruht das Schwergewicht der J. Schmidt'schen Argumentation — auch heute noch im wesentlichen dasselbe geblieben ist. Auch ist es dem Verfasser schwerlich gelungen, für einige inhaltlich besonders wichtige keltisch-italisch-arische Übereinstimmungen den schon oben als sehr schwierig bezeichneten Nachweis zu erbringen, dass die übrigen indog. Sprachen niemals daran Teil gehabt haben könnten. Dies gilt z. B. von der Gleichung sert. *rāj*, lat. *rēx*, kelt. *ri* „König“, die den Verfasser (p. 126) zuerst auf die „eigentümliche Natur der zwischen den indisch-iranischen und italisch-keltischen Sprachen herrschenden Beziehungen“ aufmerksam gemacht hat. Er verweist dabei auf das sert. *rājati* „er herrscht“, das er (mit Recht oder Unrecht) für identisch mit sert. *rñjāti* „streckt sich, erstrebt“ hält und hebt hervor, dass das Verbum nur in der Grundbedeutung „ausstrecken“ gemeinindog., dagegen in der abgeleiteten „lenken, leiten, herrschen“ auf dieselben Idiome beschränkt sei, die das zugehörige Wurzelnomen **rēg-* „Lenker, Leiter, Herrscher“ besäßen. Bei dieser Sachlage scheine es ausgeschlossen, dass letzteres Nomen jemals im Griechischen, Germanischen, Slavischen, Litauischen bestanden habe: denn dadurch, dass diese Sprachen das Verbum kannten, aber nur in seiner primären Bedeutung, hätten wir eine Gewähr dafür, dass sie die Bedeutungsentwicklung von „ausstrecken, richten“ zu „lenken, herrschen“ überhaupt nicht mitgemacht hätten. Unverständlich ist mir aber, wie sich der Verfasser die keltischen Verhältnisse hierbei denkt, wo ir. *ri* „Herrscher“ neben ir. *rigim* steht, das, soviel ich weiss, niemals etwas anderes als „ausstrecken“ bedeutet. Warum konnte nun z. B. im Griechischen nicht ebenso einmal **rēg-* „Herrscher“ (verdrängt durch βασιλεύς) neben *δορέγω* „ich strecke aus“ liegen? Auf rein grammatischem Gebiet hebt Kretschmer das Vorkommen des *r* in den Personalendungen des Arischen, Keltischen und Lateinischen (z. B. sert. *duhūr* „sie melken“, lat. *sequitur*, ir. *-sechethar* „er folgt“) als besonders beweisend für die engere Zusammengehörigkeit dieser Sprachen hervor. Allein jeder Sprachforscher weiss (vgl. Brugmann Grundriss II, 1388 ff.), dass eine erkennbare nähere Übereinstimmung dieses *r*-Typus sich nur im Keltischen und Italischen zeigt, während man von den arischen Sprachen eben nur das eine sagen kann, dass auch sie *r* in den Personalendungen

aufweisen. Es ist im Grunde nicht viel anders, als wenn von den oben (p. 135) erwähnten *m*-Causus des Germanischen und Litu-Slavischen gewisse Spuren doch auch in einigen Adverbialbildungen anderer Sprachen (scrt. *sané'mi* „vor Alters“, lat. *olim*, *interim*) sich vorzufinden scheinen.

Es ergibt sich also, dass auf die oben gestellte Frage, ob auf gewissen Teilen des indog. Sprachgebiets partielle Übereinstimmungen in grösserer, das Walten des Zufalls ausschliessender Masse auftreten, die wahrscheinlichste Antwort noch immer lautet: „Es ist dies, von der indisch-iranischen und litu-slavischen Sprach-einheit abgesehen, der Fall bei benachbarten oder, nach Mass-gabe ihrer geschichtlichen geographischen Lage, früher einmal benachbarten Sprachen.“ Es folgt hieraus zugleich, dass die Ausbreitung des indog. Sprachstamms bei allen Verschiebungen im einzelnen doch in der relativen Lagerung der einzelnen Völker zu einander keine allzugrossen Veränderungen hervor-gebracht hat, ein Umstand, auf den bekanntlich auch die noch in historischer Zeit geltende, einen wahrscheinlich sehr alten dialektischen Unterschied der Grundsprache widerspiegelnde Gruppierung der indog. Sprachen in Satem- und Centum-sprachen (vgl. oben p. 71 ff., 135), d.h. des Indischen, Iranischen, Armenischen, Phrygischen, Thrakischen, Illyrisch-Albanesischen und Slavo-Litauischen im Osten, des Griechischen, Italischen, Keltischen und Germanischen im Westen mit grosser Deutlichkeit hinweist. Ein nicht aus der Welt zu schaffender Übelstand fast aller partiellen und damit der meisten indog. Gleichungen überhaupt aber bleibt es, dass es im einzelnen Falle nur ausnahmsweise möglich ist zu sagen, ob die betreffende Gleichung von jeher auf die Sprachen, in denen sie bezeugt ist, beschränkt war oder nicht.

Eine zweite, gerade in jüngster Zeit viel erörterte Hauptfrage ist die nach der relativen Chronologie der indog. Gleichungen, der partiellen wie der allgemeinen. Angenommen, dass scrt. *dádhi* = altr. *dadan*, griech. *γάλα* = *lac*, Bezeichnungen der Milch, oder scrt. *ajá-* = lit. *ožys*, armen. *ayts* = griech. *aiξ*, lat. *haedus* = got. *gaits*, Ausdrücke für die Ziege, von jeher ausschliesslich den hier genannten Sprachen eigneten, wie sind diese besonderen Übereinstimmungen entstanden zu denken, und wie verhalten sie sich zeitlich zu einander? Es liegt auf der Hand, dass das Zustandekommen derartiger partieller Gleichungen

an sich nicht anders beurteilt werden kann, wie dasjenige geographisch weiter reichender Wortreihen wie etwa sert. *pac*, griech. *πέσσω*, lat. *coquo*, slav. *peka* für „kochen“ oder des wirklich einmal bei allen indog. Hauptvölkern bezeugten Wortes für Bruder: sert. *bhrátar*, aw. *brátar*, armen. *elbair*, griech. *φρήτηρ*, lat. *fráter*, ir. *bráthir*, got. *bróþar*, altpr. *brote*, altsl. *bratrŭ*, d. h. das betreffende Kulturwort hat sich auf einem bestimmten Punkte des indog. Sprachgebiets sprachlich fixiert und sich von da in weiterer oder geringerer Ausdehnung zu den Umwohnenden verbreitet (vgl oben p. 143). Wann dies geschehen ist, das zu bestimmen, bietet sich keine Möglichkeit dar, da die Ausbreitung der genannten Wortreihen vor der Wirksamkeit der einzelnen Lautgesetze erfolgt ist, die, wie wir (Kap. I) sahen, auf den einzelnen Sprachgebieten in ganz verschiedener Zeit aufgetreten sind und chronologisch nur selten fixiert werden können. Nur soviel ist klar, dass in der Epoche, in der jene Gleichungen sich verbreitet haben, das Sprachgebiet derjenigen Völker, bei denen sie überliefert sind, oder — noch vorsichtiger ausgedrückt — das Sprachgebiet je zweier dieser Völker (s. u.), noch geographisch miteinander zusammengehangen haben muss, dass also z. B. lat. *haedus* = got. *gaitis* auf eine Zeit hinweist, in der in Folge eines geographischen Zusammenhangs noch ein sprachlicher Austausch zwischen Italikern und Germanen möglich war. Vergegenwärtigen wir uns nun, was in Kap. II über die Ausbreitung der Indogermanen in Europa und Asien gesagt worden ist, und wie dieselbe ohne die Annahme frühzeitiger Wanderungen und einschneidender Völkertrennungen nicht denkbar ist, so kann man wenigstens soviel behaupten, dass die Entstehung derartiger Gleichungen, wie sie oben aufgeführt worden sind, in eine sehr frühe vorhistorische Zeit zurückgehen muss, und es steht nichts im Wege, jene partiellen Gruppen wenigstens zum teil als dialektische Verschiedenheiten der indog. Grundsprache aufzufassen, von denen in Kap. I die Rede gewesen ist.

Damit ist nicht gesagt, dass sie untereinander gleichzeitig sein müssten oder wahrscheinlich nur wären. Zu der Zeit, als eine Sprachreihe wie das oben genannte sert. *pac*, griech. *πέσσω*, lat. *coquo*, slav. *peka* sich ausbreitete, brauchte z. B. die Gleichung lat. *haedus* = got. *gaitis* noch nicht bestanden zu haben, die sich erst gebildet haben könnte, bevor die Italer sich von ihren nörd-

lichen Sprachgenossen ablösten. Ja, auch die Reihe serb. *pac* usw. könnte in zeitlich und räumlich verschiedenen Staffeln ihre Verbreitung erlangt haben. Es liesse sich z. B. eine Epoche denken, in der dieses Wort auf dem indogermanischen Sprachgebiet nur bei den Vorfahren der Inder, Slaven und Griechen verbreitet war, dann konnten sich die Inder von ihren Sprachverwandten trennen, und nun erst konnte das Wort, etwa von den Vorläufern der Griechen, zu denen der Italer übergehen. Da nun aber die indog. Gleichungen, in ihrem gegenseitigen Verhältnis betrachtet, eine unendliche Fülle derartiger Möglichkeiten darbieten, so ergibt sich, dass ihre Erörterung mehr ein Spiel des Witzes als ein ernsthaftes Problem darstellt, und dass nur derjenige einen wirklichen Einblick in diese ewig uns verschleierte Verhältnisse zu gewinnen erwarten wird, der, wie man zu sagen pflegt, das Gras wachsen zu sehen und die Fliegen husten zu hören hofft.

Wir müssen uns also mit der Erkenntnis begnügen, dass uns aus sehr früher Zeit gemeinschaftliche Benennungen bestimmter Kulturbegriffe, für die uns hierdurch ein verhältnismässig hohes Alter verbürgt wird, überliefert sind, ohne dass wir sagen könnten, ob dieselben sämtlich räumlich und zeitlich auf einer Stufe stehen, genau so wie dies mit den grammatischen Grundformen der Fall ist, aus denen die Sprachforscher ursprachliche Paradigmen zusammensetzen gleichwohl keinen Anstand nehmen. Man hat öfters die Frage aufgeworfen, in wie vielen und welchen Sprachen denn eine Wortgleichung bezeugt sein müsse, um als „indogermanisch“ gelten zu können, ohne dabei, wie nunmehr begreiflich, zu einem abschliessenden Ergebnis gekommen zu sein. Mir scheint dabei die Sache so zu stehen, dass, wenn ein Wort wenigstens in einer arischen und in einer europäischen, oder wenigstens in einer nord- und in einer südeuropäischen, oder auch nur wenn es im Griechischen und Lateinischen nachgewiesen werden kann, darin eine Garantie seines hohen Alters liegt, nicht als ob jene Sprachen (etwa Arisch + Litu-Slavisch oder Arisch + Griechisch oder Griechisch + Lateinisch usw.) jemals eine Spracheinheit im Sinne des früher angenommenen Stammbaums der indog. Sprachen gebildet hätten, sondern deswegen, weil aus allgemeinen Gründen anzunehmen ist, dass die geographische Kontinuität, die Voraussetzung aller sprachlichen Zu-

sammenhänge, zwischen den betreffenden Sprachen frühzeitig zerrissen ist. Auf derartige Gleichungen würde ich die Bezeichnung „Indogermanisch“ beschränken und darunter nichts anderes verstehen, als dass der von solchen Gleichungen bezeichnete Kulturbegriff innerhalb des vorhistorischen Sprachgebiets der Indogermanen in grösserer oder geringerer Ausdehnung, in früherer oder späterer Zeit seine sprachliche Ausbildung gefunden hatte¹⁾. Speziell arische (indisch-iranische), litu-slavische, keltisch-germanische, germanisch-slavische, keltisch-germanisch-slavische Gleichungen wird man hingegen nicht ohne weiteres zum Erschliessen der „indog. Urzeit“ benutzen dürfen, nicht weil sie an sich nicht ebenfalls uralt sein könnten — das können auch Ausdrücke sein, die sich auf eine einzige Sprache beschränken —, sondern, weil ihnen bei der anerkannten engeren Verwandtschaft der beiden ersteren Gruppen und der ununterbrochenen oder sehr frühzeitig wieder hergestellten geographischen Kontinuität der letzteren keine oder eine geringere Gewähr eines hohen Alters innewohnt.

Durch diese Ausführungen erledigen sich die Einwände, die Kretschmer a. a. O. gegen die Benutzung der sprachlichen Gleichungen für kulturhistorische Schlüsse geltend macht, zum grössten Teil von selbst. Überschaun wir drei in dem oben erörterten Sinn „indogermanische“ Gleichungen wie etwa scrt. *gáv*, aw. *gav*, armen. *kov*, griech. *βοῦς*, lat. *bōs*, ir. *bó*, ahd. *chuo*, altsl. *govědo* „Kuh“; scrt. *rátha*, lat. *rota*, ir. *roth*, lit. *rátas*, ahd. *rad* „Wagen, Wagenrad“; scrt. *dáma*, griech. *δῶμος*, lat. *domus*, altsl. *domū* „Haus“, so hatte der einfältige Sinn der Früheren hieraus geschlossen, dass schon die „Indogermanen“ die Kuh, den Wagen, das Haus gekannt hätten. „Halt!“ ruft Kretschmer, „dieser Schluss ist nicht richtig. Die angeführten Gleichungen können sich zu ganz verschiedener Zeit, in ganz verschiedener Ausdehnung und von ganz verschiedenen Ausgangspunkten aus auf dem indog. Sprachgebiet verbreitet haben. Es ist also nicht möglich, durch Addition derselben die Kulturverhältnisse einer

1) Diese Auffassung habe ich schon in der Vorrede zu meinem Reallexikon, p. XIII deutlich ausgesprochen und bin ihr in dem Buche selbst gefolgt. Es ist daher nicht meine Schuld, wenn H. Hirt in seiner Anzeige des Reallexikons I. F. Anzeiger XIII, 9 bemerkt, dass er nicht habe „entdecken“ können, welche Grundsätze mich bei dem Gebrauch des Wortes „indogermanisch“ geleitet hätten.

bestimmten fernen Periode der Urzeit zu ermitteln. Das einzige, was aus ihnen folgt, ist, dass die Bekanntschaft mit der Kuh, dem Wagen, dem Häuserbau auf indog. Gebiet von einem Punkte ausgegangen ist.“ Derselbe Gelehrte aber, der diese Skepsis so eindringlich und scheinbar so überzeugend verkündet, fügt in demselben Atemzug hinzu, dass er sich die Entstehung solcher Gleichungen wie der oben angeführten nur in einer Zeit denken könne, da „andere sprachliche und ethnische Zustände, eine andere geographische Verteilung der indog. Stämme bestand, als sie uns im Beginn der Geschichte entgegentritt“. Da nun dieses „andere“ der sprachlichen und ethnischen Zustände nach den obigen Auseinandersetzungen in erster Linie eben darin bestanden haben muss, dass damals der in historischer Zeit längst zerrissene geographische Zusammenhang zwischen den in Betracht kommenden Sprachen und Völkern noch bestand, so kommt Kretschmer, will mir scheinen, in seiner Weise zu demselben oder doch zu einem überaus ähnlichen Ergebnis wie die Früheren, nämlich dem, dass die indog. Völker in früher, vorhistorischer Zeit, vielleicht in gewissen Zwischenräumen nach einander, in den Besitz der Kuh, des Wagens, des Hauses gelangt sind¹⁾. Noch einmal werden wir zu diesen Fragen in Kap. VII (das Lehnwort) zurückkehren.

1) Ganz in diesem Sinn äussert sich über die Einwände Kretschmers auch B. Symons in der Besprechung meines Reallexikons Museum 1903 Nr. 4.

V. Kapitel.

Wortform.

Die lautliche Gestalt der kulturhistorisch verwertbaren Gleichungen. Benutzung der in der Wurzel- oder Suffixbildung auseinandergehenden Wörter. Gleichungen mit nachweisbarer Wurzel und Gleichungen ohne solche. Onomatopoetische Bildungen.

Wir haben bis jetzt hauptsächlich die geographische Verbreitung der kulturhistorisch wichtigen Gleichungen und die Schlüsse im Auge gehabt, die man aus ihr zu ziehen berechtigt oder nicht berechtigt ist, und müssen uns nun dazu wenden, die lautliche Gestaltung des benutzbaren Materials etwas eingehender zu erwägen.

Wir haben gesehen, dass schon A. Kuhn (vgl. oben p. 23) die Forderung aufstellte, dass die Wortreihen, auf die die Annahme der Existenz eines Kulturbegriffes in der indog. Urzeit zu gründen sei, nicht nur in ihren Wurzel-, sondern auch in ihren Suffixsilben etymologisch verwandt sein müssten, und niemand wird in Abrede stellen, dass in der Tat Gleichungen wie sert. *áçva*, lat. *equus* etc. (indog. **ek-vo*), aw. *kaênâ*, griech. *πρωή* etc. (indog. **qoi-nâ*), sert. *ájra*, griech. *ἄγρος* etc. (indog. **ağ-ro*) usw., die bis in die Suffix- und Stammsilben auf das genaueste miteinander übereinstimmen, zu den unanfechtbarsten Bestandteilen des indog. Wortschatzes gehören. Jeder weiss aber auch, dass solche Fälle nicht zu den häufigsten gehören, und es erhebt sich nunmehr die Frage, ob alle etymologisch verwandten Wortreihen, in denen sich gewisse Verschiedenheiten in der Wurzelsilbe oder in der Suffixbildung oder in beiden zeigen, für die Erschliessung der indog. Urzeit bedeutungslos sind. Zunächst wird man dies nicht von denjenigen Gleichungen

behaupten wollen, deren Verschiedenheiten insofern gesetzmässige sind, als sie lediglich auf der in den Einzelsprachen erfolgten Verallgemeinerung der Stamm-, resp. Suffixabstufungen (Ablaut) eines indog. Paradigmas beruhen. So liegen in den Einzelsprachen die Stämme got. *fōtu-*, griech. *ποδ-* (*πόδ-α*), lat. *ped-* (*ped-em*) nebeneinander, ohne dass diese Tatsache anders zu erklären wäre, als dass in dem indog. Vertreter dieses Wortes die Stämme *pōd-*, *pod-*, *ped-* noch die regelmässigen Deklinationsabstufungen darstellten. Dasselbe gilt von got. *hairtō* gegenüber griech. *καρδία*, lat. *cord-* (indog. *kerd-*: *k̑rd-*). Ebenso wird sich das Nebeneinander von got. *gūlp* (**ghlto*) und altsl. *zlato* (**gholto*) erklären. Das ursprüngliche Paradigma mag **ghólto-m* (altsl. *zlato*), **ghlt-éso* (got. *gūlpis*) usw. flektiert haben.

Weit in ihrer Suffixbildung scheinen altsl. *jelenĭ* „Hirsch“ und griech. *ἔλ-αφος* voneinander zu liegen. Führt man aber letzteres auf eine Grundform **el-ŋ-bho* zurück, so zeigt sich, dass auch im Griechischen ein Stamm **el-en*: **el-ŋ* vorhanden gewesen sein muss, der dann durch das Tiersuffix *-φο* erweitert wurde. Ähnlich vereinigen sich die verschiedenen Formen des indog. Wortes für „Winter“ in einem indog. Paradigma, dessen Ablautstufen wahrscheinlich **ghi-ǝm-* (griech. *χίων*), **ghi-em-* (lat. *hiems*), **ghei-m-* (sert. *héman*) und **ghi-m-* (altsl. *zima*) waren (vgl. Brugmann Grundriss II, 453) usw.

Aber auch gegen solche in dem Leben der Sprache alltäglichen Fälle braucht der Kulturhistoriker keine Bedenken zu hegen, in denen ein einfacher Übergang aus einem Geschlecht in das andere oder aus einer Deklination in die andere oder ähnliches stattfindet, wie dies z. B. bei Wörtern der Fall ist wie lit. *szirdis* *Femin.*: lat. *cor* *Neutr.* „Herz“, griech. Stamm *νοκτ-*: sert. *nakti-* (und *nakt-*), lat. *nocti-* „Nacht“, griech. Stamm *ἄξον-*: sert. *áksha-*, lat. *axi-* „Achse“ etc. Alle diese Fälle sind also für den Kulturhistoriker unbedenklich verwendbar, und kann man auch häufig darüber rechten, welches die für die Ursprache anzusetzende Sprachform sei, ja, lässt sich dies bei gewissen Gleichungen wie etwa lit. *ožys*: sert. *ajá-* „Ziege“, „Bock“ oder griech. *χίψ*, sert. *hańsá-s*, lat. *anser* etc. vielleicht nie ermitteln, so kann dies doch unmöglich den Kulturhistoriker von der Annahme abschrecken, dass in der indogermanischen Ursprache Wörter für das Herz, die Nacht, die Wagenachse, für ein

ziegen- und für ein gansartiges Tier (vgl. Kap. VI) vorhanden waren.

Ferner ist hier der Platz, auf einen nicht unwichtigen Unterschied der urverwandten Gleichungen, wenigstens insofern sie sich auf nominale Begriffe beziehen, hinzuweisen. Wie man sich auch immer das Verhältnis von „Wurzel“ und „Stamm“ vorstellen möge — ein Punkt, über den bekanntlich die Meinungen heute weiter auseinandergehen als früher —, geleugnet kann doch nicht werden, dass es solche Gleichungen gibt, die aufs engste mit einem Verbalbegriff verbunden sind (z. B. serb. *damá* = griech. *δόμος*, lat. *domus* : griech. *δέμω* „ich zimmere“) und solche, bei denen dies nicht der Fall ist (z. B. serb. *ávi* = griech. *ἄvis*, lat. *ovis* „Schaf“). Hinsichtlich der ersteren wird es sich darum handeln, in jedem einzelnen Fall besonders darüber zu entscheiden, ob es wahrscheinlich ist, dass zwei oder mehr Sprachen zufällig in der Benennung eines Begriffs aus derselben Wurzel zusammengetroffen sind. Dass zahlreiche indog. Bezeichnungen des Bettes aus einer gemeinsamen Wurzel *ster* „ausbreiten“ oder *kei* „ruhen“ und zahlreiche Benennungen des Stuhles aus einer und derselben Wurzel *sed* „sitzen“ hervorgegangen sind (vgl. A. Pictet *Origines*² II, 346 ff.), diese Erscheinungen haben etwas so natürliches, dass man unmöglich aus ihnen auf das Vorhandensein jener Benennungen in der Ursprache schliessen darf. Auch wenn die *Amme* im Griechischen *π-θή-μη*, im Sanskrit *dhā-trī* heisst, so wird, bei dem lebendigen Vorhandensein der Verba *θή-σαοθαι* und *dhā* in beiden Sprachen niemand für diesen Begriff ein indog. Prototyp voraussetzen. Ja, selbst wenn eine völlig einheitliche Bildung in den Wurzel- wie in den Suffixsilben nachzuweisen ist, kann, worauf schon Benfey (oben p. 42 ff.) mit Recht hingewiesen hat, eine gewisse Vorsicht in der Benutzung auch derartiger Gleichungen nicht entbehrt werden. Die Suffixe einer Sprache zerfallen bekanntlich in solche, welche, aus der Vorzeit ererbt, in den historischen Epochen der Sprache erstarrt sind, und in solche, welche in denselben noch ein bildungsfähiges Leben führen. Trifft es sich nun, dass in zwei oder mehreren Sprachen dasselbe Suffix seine lebendige Kraft bewahrt hat, so kann es leicht geschehen, dass durch dieselben, das Vorhandensein etymologisch gleicher Wurzeln vorausgesetzt, in verhältnismässig später Zeit Bildungen zustande kommen, die durch die vollkommene

Identität ihrer Laute und Silben den Schein indogermanischen oder urzeitlichen Ursprungs erwecken. So könnte eine Gleichung wie sert. *paktár* „der Koch“ : W. *pac* = lat. *coctor* : *coquo* zu dem Glauben Veranlassung geben, dass die Meister der Küchenkunst schon in der Urzeit eine bestimmte Klasse von Gewerbetreibenden gebildet hätten. Wer aber bedenkt, dass sowohl die beiden genannten Verba wie auch die Suffixe *tar* und *tor* im Sanskrit und Lateinischen noch ein frisches, blühtreibendes Leben führen, wird nicht zweifeln, dass wir es hier mit einer zufälligen Übereinstimmung zu tun haben, was in diesem Falle ausserdem noch durch die späte Überlieferung des genannten Wortes wenigstens im Lateinischen bewiesen wird. Dasselbe gilt von einer Wortreihe wie sert. *jñátár* : *jñá*, griech. *γνωστήρ* : *γινώσκω*, lat. *nōtor* : *nosco* „Kenner, Bürge“, durch die, wenn sie stichhaltig wäre, ein wichtiger juristischer Begriff in die Urzeit käme. Auch von einem anderen Rechtsausdruck sert. *ápaciti* „Vergeltung“ : W. *ci* = griech. *ἀπόσις* : *ίνω* ist es sehr wahrscheinlich, dass das in beiden Sprachen noch lebendige Suffix *ti*, *σι* ein zufälliges Zusammentreffen geschaffen¹⁾ hat.

Anders schon steht die Sache bei zwei Gleichungen wie etwa griech. *πενθερός* „Schwiegevater“ (auch „Schwiegersohn“) : sert. *bándhu* „Verwandter“ und griech. *τάλαντον* „Wage“ : sert. *tulá* *id.* Die Wurzeln sind in dem einen Falle unser *binden* = sert. *bandh* „fesseln“ (der durch die „Bande“ der Verwandtschaft verbundene), in dem anderen wahrscheinlich sert. *tul* (*tóláyati*), lat. *tuli* „in die Höhe heben“; denn das Aufheben eines Gegenstandes wird der erste Versuch, ihn zu wiegen gewesen sein. Von diesen beiden Verben ist nun im Griechischen das erstere nur in Spuren (*πεῖσμα*, **πενθ-σμα* „Tau“), das andere nur in übertragener Bedeutung (*τλήναι* „erdulden“) vorhanden. In jedem Falle muss also die Bildung von Wörtern wie *πενθερός*, *τάλαντον* in eine vorhistorische Zeit fallen, in der im Griechischen noch

1) Bei einigen Gleichungen mit dem Suffix *-ti* lässt sich die zufällige Übereinstimmung auch lautgeschichtlich beweisen. Entsprache z. B. griech. *τέρις* (*τερι-σι*) direkt dem sert. *tṛp-ti*, so müsste, da ein Grund für den Übergang des *τ* in *σ* hier nicht vorhanden ist, das griechische Wort **τερι-τις* oder **τερι-τις* lauten; *τέρις* ist also offenbar nach Analogie der zahlreichen Nomina auf *-σι* erst auf griechischem Boden von *τέριπ* (= *tṛp*) abgeleitet.

die Wurzeln **πενθ*- und **ταλ*- (in dem Sinne von „tragen“) zeugungskräftig erhalten waren.

Noch zuverlässiger kann über die Ursprünglichkeit einer Gleichung wie serb. *tákshan* = griech. *τέκτων* „Zimmermann“ geurteilt werden. Die verbale Wurzel *taksh* ist im Sanskrit noch vorhanden, im Griechischen erloschen, während das Suffix *-ân*, *-an* = *-ων*, *-ον* (vgl. Bopp Vgl. Grammatik III³, 287), als unmittelbar von der Verbalwurzel *nomina agentis* bildend, weder im Griechischen noch im Sanskrit lebendig genannt werden kann. Es sind hier also alle Kriterien vorhanden, welche die Gleichung serb. *tákshan* = griech. *τέκτων* zu einer indogermanischen stempeln, und es wäre eine auf die Spitze getriebene Skepsis (vgl. auch oben p. 43), wollte man gegen die Annahme, dass somit schon für die älteste Epoche der indog. Entwicklung das Vorhandensein einer bestimmten Handwerkerzunft vorauszusetzen sei, die Möglichkeit geltend machen, dass in urgriechischer Zeit die Verbalwurzel *τεκτ*- noch gelebt, und dass in den uns nicht überlieferten Epochen der griechischen und indischen Sprache das oben genannte Suffix noch bildende Kraft besessen haben könnte.

Alle derartigen Erwägungen sind natürlich bei der zweiten Klasse der beiden oben unterschiedenen Arten von indog. Gleichungen, nämlich bei denen, die einer nachweisbaren Wurzel entbehren, überflüssig. Bei Gleichungen, wie griech. *βάλανος* = lat. *glans*, lit. *gìlė* „Eichel“ oder serb. *řksha* = griech. *ἄρκτος* „Bär“ usw., wird natürlich niemand auf den Gedanken verfallen, dass dieselben zufällig übereinstimmende, einzelsprachliche Bildungen seien. Andererseits wird bei ihnen die schon oben angedeutete Möglichkeit vorliegen, dass die eine oder andere dieser Gleichungen vielleicht keine eigentlich indogermanische, sondern schon in indog. Urzeit von Nachbarn oder Ureinwohnern aufgenommene Schöpfung sei, wie man dies etwa bei dem indog. Wort für Honig und Met (serb. *mádhu* = griech. *μέθυ* usw.) vermuten könnte, das ebenso in allen finnischen Sprachen wiederkehrt. Vielleicht ist dieser Fall aber häufiger gewesen, als wir ahnen¹⁾.

1) Nur in diesem Sinne habe ich in meinem Reallexikon p. 936 auf einige wurzelhaft nicht deutbare indog. Baumnamen hingewiesen, die deswegen aus nichtindog. Sprachen übernommen sein könnten, nicht etwa müssten. Ganz dasselbe tut Brugmann Grundriss I², 1,

Endlich haben wir hier noch solcher Gleichungen zu gedenken, die ihre Entstehung wahrscheinlicher- oder möglicherweise dem zufälligen Zusammentreffen onomatopoetischer Bildungen verdanken. Vor allem gehört hierher eine Reihe von Vögelnamen, wie lat. *ulucus* : srt. *ulūka* „Eule“, srt. *kōkilā* : griech. *κόκκυξ*, lat. *cuculus*, altsl. *kukavica*, lit. *kukū'ti*, ir. *cói* und andere, die sehr wohl erst in den Einzelsprachen durch gleiche Schallnachahmung entstanden sein können. Vielleicht erklären sich auch einige übereinstimmende Benennungen des Haushabnes, der in der Urzeit kaum bekannt gewesen sein kann, wie *krka-vá'ku* „der *krka* sagende“ (vedische Benennung des Haushahns) : griech. *κέρκος* (Hesych) oder *kukkutá* (ebenfalls vedisch) : altsl. *kokotū* in gleicher Weise. Dabei ist nicht ausgeschlossen, dass in einer oder der anderen Sprache durch auftretende Lautgesetze eine ursprünglich onomatopoetische Bildung ganz oder teilweise in den Rahmen regelmässiger Substantiva hineintritt. Vgl. got. *hruk* „Hahnenschrei“ : *κέρκος*, ir. *cercdae* „gallinaceus“ etc., ahd. *hehara*, griech. *κίσσα* (**kikja*) : srt. *kikidivi* „blauer Holzhäher“ u. a. Ähnlich steht es mit einer Reihe onomatopoetischer Bildungen auf dem Gebiete der Verwandtschaftsnamen, auf die wir später zurückkommen.

162, wenn er das Gleiche hinsichtlich des indog. Wortes für Salz (griech. *ἄλς*) vermutet. Auch hier wäre eine solche Vermutung unmöglich, wenn es sich um eine wurzelhaft deutbare indog. Gleichung wie srt. *damá* = *δόμος*, W. *dem* handelte. Dieses Verhältnis hat Bartholomae in seiner Polemik gegen mich (Literaturblatt für germ. und rom. Phil. 1905 Nr. 6) nicht klar erkannt.

VI. Kapitel.

Wortbedeutung.

Die ursprüngliche Bedeutung der etymologisch verwandten Wortreihen. Schwierigkeit dieselbe festzustellen. Die einer Gleichung zu Grunde liegende Wurzel nicht brauchbar für die Erschliessung der Urzeit. Verwandtschaftswörter. Fälschliche Übertragung eines modernen Sinnes auf alte Wörter. Verba für die Ausübung gewisser Gewerbe.

Tier- und Pflanzennamen der Ursprache. Kultus- und religionsgeschichtliche Gleichungen.

Wenn eine kulturhistorisch wichtige Gleichung somit, bevor sie als Baustein zu dem Gebäude einer indog. Kulturgeschichte verwendet werden kann, einer sorgfältigen Erwägung hinsichtlich ihrer geographischen Verbreitung und der Ursprünglichkeit ihres grammatischen Baues bedarf, so sind hiermit die Möglichkeiten, die den Kulturforscher in der Benutzung sprachlichen Materials irre zu führen geeignet sind, noch keineswegs erschöpft. Die etymologischen Untersuchungen, die sich auf die Erschliessung des indog. Wortschatzes beziehen, begnügen sich fast ausschliesslich damit, die ursprüngliche grammatische Form einer Wortreihe zu ermitteln, während die Frage nach ihrer ursprünglichen Bedeutung meist nur obenhin behandelt wird. Und doch wird jedermann zugestehen, dass für kulturgeschichtliche Zwecke auf diesen Punkt alles ankommt.

Schon A. Kuhn (vgl. oben p. 24) hob die Schwierigkeit der Entscheidung hervor, wenn die Glieder einer etymologischen Kette in den Einzelsprachen eine verschiedenartige Bedeutung

aufweisen. Dass griech. *δοῦς* „Eiche“, altir. *daur* „Eiche“, serb. *drú* „Baum“, got. *triu* „Baum“ etc. verwandte Wörter sind, ist sicher, und doch wird sich die Frage, ob „Baum“ oder „Eiche“ ihre ursprüngliche Bedeutung sei, kaum je mit Sicherheit entscheiden lassen. Ebenso decken sich griech. *ὄρνις* „Vogel“ und got. *ara* „Adler“, ags. *earn* (vgl. altsl. *orilǔ*, lit. *erėlis*, auch *eri-s* „Adler“); ob aber „Vogel“ oder „Adler“ die ursprüngliche Bedeutung des Wortes war, lässt sich ebenfalls kaum ermitteln¹⁾.

Einzelne Kategorien des indog. Wortschatzes sind in besonders hohem Masse Bedeutungsveränderungen ausgesetzt gewesen. So die Baumnamen, wie z. B. ahd. *forha* „Eiche“, dann „Föhre“ = lat. *quercus*, griech. *ἐλάτη* „Fichte“ = ahd. *linta* „Linde“, ahd. *îwa* „Eibe“ = slav. *iva* „Weide“ u. viele andere zeigen. Auch aus diesem Grunde (vgl. oben p. 161) erweisen sich die für die Bestimmung der indog. Urheimat vielgeplagten indog. Baumnamen (vgl. oben p. 126) immer deutlicher als hierfür wenig geeignet, und es ist daher eine etwas kühne Behauptung Bartholomae's (Litbl. für germ. und rom. Phil. 1905 No. 6), wenn er mit Rücksicht auf ein von ihm als vielleicht zu lat. *fāgus*, ahd. *buohha* „Buche“, griech. *φηγός* „Eiche“ gehörig erwiesenes kurdisches *bâz* „eine Art Ulme“ behauptet, dass dieses linguistische Argument alle jene anderen schlage, die man zugunsten der Annahme ins Treffen führe, dass die Urheimat der Indogermanen in der südrussischen Steppe (vgl. oben p. 124) zu suchen sei. Allerdings ist Bartholomae vorsichtig genug zu sagen, dass jenes kurdische *bâz* diese bedeutende Wirkung nur dann übe, wenn „Buche“ der Sinn des Urworts sei. Gerade das aber wird er schwerlich jemals beweisen können.

Aber auch diejenigen Wortreihen, die in allen ihren Gliedern eine übereinstimmende Bedeutung zeigen, dürfen nicht ohne Kritik zu kulturhistorischen Bestimmungen benutzt werden.

Allzu zuversichtlich hat man lange Zeit die Bedeutung der

1) Vgl. H. Osthoff Parerga p. 171 ff., der die Ansicht vertritt, dass in solchen Fällen die besondere Bedeutung der allgemeinen vorausgegangen sei; doch kommt auch der umgekehrte Weg oft genug vor Vgl. z. B. lat. *frumentum* „Getreide“ — frz. *froment* „Weizen“, rom. *auca* „Gans“, eigentl. „Vögelchen“, slav. *pivo* „Bier“, eigentl. „Getränk“ usw.

einer Gleichung zugrunde liegenden Wurzel als charakteristisch für die Gesittung und Kultur der Urzeit angesehen, ein Beginnen, in dem Justi (vgl. oben p. 29), M. Müller (vgl. oben p. 30), besonders aber A. Fick (vgl. oben p. 41), am weitesten gegangen sind. In erster Linie sind die indog. Verwandtschaftswörter das Versuchsfeld für derartige Phantasien gewesen, die den Vater zum „Schützer“, die Mutter zur „waltenden Hausfrau“, die Tochter zur „kleinen Melkerin“, den Bruder zum „Ernährer“, den Schwager (*δαίη*) zu dem „spielenden“ (als jüngeren Bruder des Mannes), die Schwester zu der „mit ihm (dem Bruder) wohnenden“ usw. gemacht haben. Man sollte sich erinnern, wie überaus unsicher derartige Deutungen überhaupt sind. Ob *mātar* die „waltende Hausfrau“ oder „die Bildnerin“ (des Kindes), ob *duhitār* „die Melkerin“, „den Säugling“ oder „die Säugende“, ob *sūnu* „den Erzeugten“ oder „den Erzeuger“ usw. bedeutet, das alles wird sich nie entscheiden lassen.

Ferner aber lehrt eine einfache Erwägung, dass diese Bildungen, selbst wenn sie richtig gedeutet sind, nur für die Zeit, in der sie entstanden, bedeutungsvoll sein können. Gehört z. B. *bhrātār* „der Bruder“ wirklich zu der Wurzel *bher* und bedeutete den „Erhalter“ (*scil.* der Schwester), so musste diese Auffassung des geschwisterlichen Verhältnisses doch schon in derjenigen Sprachperiode gelten, in welcher der angeführte Name des Bruders gebildet wurde, in welcher also (nach der gewöhnlichen Auffassung) die „Wurzelsprache“ allmählich in den Charakter einer „Flexionssprache“ überging. Dieser Zeitraum kann aber um viele Tausende von Jahren von dem, was wir unter „prä-historischer Einheit der indog. Völker“ zu verstehen haben, entfernt gewesen sein, und durch nichts kann bewiesen werden, dass den Indogermanen vor ihrer Trennung der grammatische und begriffliche Zusammenhang des Brudernamens und der Wurzel *bher* nicht ebenso unbekannt gewesen sei, wie den Griechen das Verhältnis von *φρήτηρ* : *φέρω*, oder den Römern von *frāter* : *fero*, den Deutschen von *bruder* : (*ge*)*bären* etc. Übrigens gibt es, wenigstens für den Vater- und Mutternamen, eine viel ansprechendere Erklärung, die schon von O. Böhtlingk in seiner Jakutischen Grammatik (1851) p. VII aufgestellt worden ist, als die Deutung aus einer sinnvollen Sprachwurzel. Erwägt man nämlich die Wahrscheinlichkeit, dass Namen für Vater und Mutter und

namentlich für die letztere in allen Phasen der Sprachbildung vorhanden waren, und bedenkt man, in wie eigentümlicher Weise die volltönenden und scheinbar sinnvollen indog. *p(ē)-tēr* und *mā-tēr* an die durch fast alle Sprachen des Erdballes sich ziehenden mehr onomatopoetischen Gebilde wie *papa* und *mama* anklingen, so wird man den Verdacht kaum unterdrücken können, dass jene indog. Wortformen nur sprachlich vervollkommnete Umbildungen unendlich viel früherer Vater- und Mutternamen sind ¹⁾.

Ein anderer Fehler, der in der kulturhistorischen Ausbeutung sprachlichen Materials häufig begangen zu werden pflegt, liegt darin, dass man nur zu oft einen modernen Sinn auf alte Wörter gepropft, jungen Wein in alte Schläuche gegossen hat. Wie dies gemeint sei, zeige zunächst ein Beispiel neuerer Sprachentwicklung. Das englische Zeitwort *write* „schreiben“ ist bekanntlich identisch mit agls. *writan*, altn. *rita*, ahd. *rīzan* „einritzen, eingraben“, und es ist nicht zweifelhaft, dass dieses Zeitwort vorwiegend zur Benennung des Vorganges verwendet wurde, welcher von Tacitus in dem X. Kapitel der *Germania* geschildert wird, wo von dem Einritzen gewisser Zeichen (Runen) zu Zwecken des Loses auf hölzerne Stäbchen die Rede ist. Niemand wird nun zweifeln, dass es töricht wäre, auf die moderne Bedeutung des englischen Verbums hin, die moderne Kunst des Schreibens in die germanische Urzeit zu verlegen.

In ähnlicher Weise aber sind oft die indog. Gleichungen missverstanden worden. So hat das griech. *πόλις* „Stadt“ = sert. *pūr*, *pūrī*, *pura* (nachvedisch) „Stadt“ zu der Meinung veranlasst (vgl. oben p. 34), dass die Indogermanen schon vor ihrer Trennung in Städten mit Strassen gewohnt, Wall und Graben gehabt hätten. Und doch kann nichts verkehrter als das sein. In den vedischen Gesängen sind nämlich, wie H. Zimmer *Altindisches Leben* p. 142 ff. schlagend gezeigt hat, die *pūr-as* weiter nichts als „auf erhöhten Punkten gelegene und durch Erdaufwürfe und Gräben geschützte Plätze, in denen man zur

1) Vgl. das Petersburger Sanskritwörterbuch unter *pītār* und H. Sayce *The principles of comparative philology* ² 1875 p. 224; dazu auch Sir J. Lubbock *Die Entstehung der Zivilisation* 1875 (übers. v. A. Passow) p. 360 und W. Wundt *Völkerpsychologie* I ², 2, 490.

Zeit der Gefahr (im Krieg oder bei Überschwemmungen, sonst standen sie leer) sich mit Hab und Gut barg“. Von Städten ist im Veda durchaus nicht die Rede. Ähnliches gilt von dem Zeitalter des Awesta (W. Geiger Ostiran. Kultur p. 412 ff.), und auch von dem griech. πόλις lässt es sich wahrscheinlich machen, dass dieses Wort ursprünglich ausschliesslich den Sinn von ἀκρό-πολις hatte. Für Germanen und Slaven wird überdies durch völlig unzweifelhafte sprachliche, historische und archäologische Beweise die Unbekanntschaft dieser Völker mit Städtebauten und Steinbauten überhaupt bestätigt. So würde also aus der Gleichung πόλις = *pūr* im besten Fall nur folgen, dass die Indogermanen vor ihrer Trennung zu ihrem Schutze Erdaufwürfe in der Art der vedischen *pūras* aufzuführen gelernt hatten, nichts weiter.

Eine andere Gleichung, aus der man viel mehr geschlossen hat, als darin liegt, ist scrt. *pātñi* = griech. *πότνια* „Herrin, Gattin, Hehre“. Von ihr sagt A. Fick Spracheinheit p. 266: „Wie Benfey (vgl. Vorwort zu dem Wörterb. d. indog. Grundspr. von A. Fick p. VIII) zuerst erkannt hat, liegt in dieser Benennung die völlig gleiche Stellung der Frau ausgesprochen; Vielweiberei und Knechtung des Weibes ist also den Indogermanen durchaus fremd“ usw. Zugegeben nun, dass diese ario-hellenische Gleichung für die indog. Urzeit beweisend sei, zugegeben auch, dass sie damals wirklich die Herrin und Gattin bezeichnete¹⁾, wie es im Sanskrit der Fall ist, so kann darin doch kein Argument gegen die Annahme der Polygamie in der indog. Urzeit, auf die, wie wir später sehen werden, viele historische Momente hinweisen, gefunden werden. Bedeutet doch im vedischen Zeitalter *pātñi* ganz unzweifelhaft „Herrin, Gattin“, und ist doch trotzdem die Vielweiberei in diesem Zeitalter sicher nachweisbar und rechtlich gestattet. Involvierte daher *potnia* in der Ursprache

1) Im Griechischen lassen sich nur die Bedeutungen „Gebietlerin“ z. B. Ἄρτεμις πότνια θηρῶν II. XXI, 470 und „die Hehre“ (als ehrendes Beiwort), πότνια Ἥρη, πότνια μήτηρ etc., nicht aber die Bedeutung „Gattin“ nachweisen. Vgl. *δέσποινα* (**δεσποτνια*) „Hausfrau, Herrin“ bei Homer und *δεσπίνας γυναικας Θεσσαλοί* Hesych. Vgl. zu der Gleichung *pātñi* = *πότνια* auch noch v. Bradke Gött. gel. Anz. 1890 No. 23 p. 910 ff., Delbrück Verwandtschaftsnamen (*passim*), mein Reallexikon p. 155 und Symons Museum 1903 p. 107¹.

einen ehrenden Begriff und war nicht wie das lit. *pati*: *pàts* „Ehefrau“: „Ehemann“ damals noch eine bedeutungslose Femininbildung: *potis*, die einfach bedeutete „einen Herrn habend“ (vgl. sert. *sapátni* „denselben Herrn habend, Nebenfrau“ B. R.), so konnte unter polygamischen Verhältnissen möglicherweise die erste oder die Lieblingsfrau des Herrn damit benannt werden. So enthält z. B. Rigveda X, 159 (Zimmer Altind. Leben p. 159) einen Zauberspruch, in dem eine Frau eines Königs die Nebengattinnen unschädlich zu machen sucht, damit sie beim Gatten am meisten geehrt sei.

Besonders aber sind es zwei Kategorien von Wörtern, die am meisten einer modernen Deutung ihres alten Sinnes ausgesetzt sind. Es sind dies erstens eine Anzahl von Tätigkeitswörtern, die schon in der Urzeit geübte Fertigkeiten bezeichnet zu haben scheinen, wie sert. *pac*, slav. *peka*, griech. *πέσσω*, lat. *coquo* „kochen“; sert. *vabh* (*vap*), griech. *ὄψαινω*, ahd. *weban* „weben“; sert. *siv*, lat. *suo*, slav. *šija*, got. *siuja* „nähen“ u. a. m. Dass die in den angeführten Wurzeln liegenden Tätigkeiten in der Urzeit ausgeübt wurden, liegt auf der Hand; aber fragt mich nur nicht, wie? Wohl „kocht“ die Hausfrau, die eine vortreffliche Suppe in ihrem Papinschen Kochtopf bereitet; es „kocht“ aber auch der schmutzige Eskimo, der, weil seine hölzernen oder steinernen Gefässe die Hitze des Feuers nicht ertragen, so lange erhitzte Steine ins Wasser wirft, bis es siedet (vgl. Sir J. Lubbock Die vorgeschichtl. Zeit II, 195). Welches sprachliche Moment gibt es denn nun, das uns darüber belehren könnte, auf welcher Stufe zwischen den beiden angedeuteten Extremen sich unsere Ahnen vor ihrer Trennung befunden haben? Wir werden, so hoffe ich, im Laufe unserer Darstellung Gelegenheit haben, mehrere der angeführten Gleichungen für die Urzeit auf ihr rechtes Mass zurückzuführen.

Die zweite Klasse von Wörtern, die hier zu besprechen wäre, bildet eine Anzahl von Tier- und Pflanzennamen, die durch ihre Übereinstimmung in den Einzelsprachen zwar ihre urzeitliche Existenz beweisen, bei denen aber, worauf, wie wir schon oben sahen (vgl. p. 35), V. Hehn nachdrücklichst aufmerksam gemacht hat, die Sprachwissenschaft ausserstande ist, den Nachweis zu führen, ob dieselben schon als Haustiere und Kulturpflanzen den Indogermanen bekannt waren. Da wir indessen auch auf diesen

Punkt im Verlaufe unserer Arbeit noch eingehend zu sprechen kommen werden, begnügen wir uns hier damit, hervorzuheben, dass lediglich kulturhistorische, nicht sprachwissenschaftliche Momente zu einer annähernden Gewissheit in diesen Fragen führen können.

Entnahmen wir die bisher gegebenen Beispiele im wesentlichen der Geschichte der materiellen Kultur der Indogermanen, so ist die Gefahr einer Modernisierung des ursprünglichen Wortsinns nicht minder gross bei solchen Gleichungen, die sich auf die sittliche, rechtliche oder religiöse Zivilisation des Urvolks zu beziehen scheinen.

Das indische *dhā'man* und das griech. *δέμης* haben miteinander gemein, dass sie von der Wurzel *dhē* (*τίθημι*), übrigens in ganz verschiedener Weise, abgeleitet sind und das indische Wort zuweilen (Satzung des Mitra-Varuna), das griechische gewöhnlich, das über dem menschlichen stehende göttliche Recht (lat. *fas*) bedeuten. Diesen Umstand aber mit als einen Anhalt zu benutzen, um, wie es Leist (Gräco-italische Rechtsgeschichte p. 205) tut, den Begriff des *fas* schon der Urzeit zuzuschreiben, heisst dem Charakter sprachlicher Argumente zu viel vertrauen. Viel zu leichten Herzens hat man auch urzeitliche Göttergestalten aus Gleichungen wie scrt. *dyāus*, griech. *Ζεύς*, lat. *Jov-em*, ahd. *Zio* erschlossen. Ich billige in dieser Beziehung den Einwand O. Gruppens (Wochenschrift f. kl. Phil. 1884, p. 487, Die griechischen Kulte und Mythen p. 79 ff.), der betont, dass — rein sprachlich genommen — eine solche Gleichung ursprünglich ebensowohl nur den über der Erde sich wölbenden Himmel bezeichnet haben könne.

Ebenso steht es mit vielen der angeblichen Kultusbezeichnungen der Indogermanen. Griech. *χέω* „giessen“ (auch vom Opferguss) gehört wohl zu scrt. *hu* „ins Feuer giessen, um zu opfern“, auch zu lat. *fundo* und got. *giutan*. Ob aber diese Wurzel schon in der Urzeit einen Kultusgebrauch bezeichnete, ist eine ganz andere Frage, deren Beantwortung durch die sprachliche Gleichung keineswegs präjudiziert wird. Auch lat. *crēdo* (aus **cred-do*) ist sicherlich identisch mit scrt. *ḡraddhā* „Vertrauen, Zuversicht, Glaube, Treue, Aufrichtigkeit“. Eine ganz willkürliche Annahme aber ist es, dass dieses Wort schon in der Urzeit ein Ausdruck der *religio* gewesen sei. Ebenso ist lat.

pārus „rein“ unzweifelhaft abgeleitet von scrt. *pā* „reinigen“. Wie aber Leist Altarisches *Jus gentium* p. 258 hieraus folgern kann, dass der „historische Zusammenhang“ der indischen und italischen Reinigungslehre „schon sprachlich“ hierdurch „sicher gestellt“ werde¹⁾, ist mir nicht ersichtlich.

1) Vgl. hierzu noch Leist Altarisches *Jus civile* I, 373 Anm. 1 und meine Antwort darauf in der Deutschen Litz. 1893 No. 19 p. 597. Derselbe Gelehrte sagt Altarisches *Jus gentium* p. 3: „Den Kern der Beweisführung muss bei allen Untersuchungen über indo-gräco-italische Zusammenhänge immer die Sprache bilden. Wenn es sich z. B. um die Institution der Namengebung (an das neugeborene Kind) handelt, so wird die indo-gräco-italische Gemeinsamkeit dessakralen Brauches schon daraus geschlossen werden können, dass das Fest in den Sūtras das *nāmadhēya* (*nominis datio*) heisst“. Wir können sprachlich nichts anderes erschliessen, als dass es ein indog. Wort für den Namen gab.

Wir machen auf derartige Fälle schon hier aufmerksam, weil Leist mit durch sie zu der Annahme einer sehr hohen sittlichen Kultur der Indogermanen geführt wird, worin wir ihm nicht folgen können.

VII. Kapitel.

Das Lehnwort.

Urverwandtschaft und Entlehnung. Benutzung der Lehnwörter für kulturhistorische Schlüsse.

Wir haben uns bisher mit solchen kulturgeschichtlichen Gleichungen beschäftigt, die man als „urverwandte“ oder als „Erbwörter“ zu bezeichnen pflegt, und von denen man annimmt, dass sie in die Zeit vorhistorischer Zusammenhänge der Indogermanen zurückgehen. Ihnen stehen solche Wortreihen gegenüber, die man durch den Ausdruck „Lehnwörter“ zu charakterisieren gewohnt ist, indem man annimmt, dass sie zu einer Zeit, in der die Indogermanen bereits in ihren historischen Wohnsitzen sassen, durch Entlehnung und Wanderung der Wörter von Volk zu Volk zustande gekommen seien. Die Reihe scrt. *áçva* = griech. ἵππος, lat. *equus*, alts. *ehu* usw. enthält Erbwörter, ahd. *pfērit* „Pferd“ aus lat. *paraverēdus* ist ein Lehnwort. Die erstere sagt etwas über den vorhistorischen Besitz der Indogermanen, das letztere etwas über die ältesten historischen Beziehungen der Römer und Germanen aus. Die Formen der ersteren entsprechen den Lautgesetzen, die man als massgebend für das Verhältnis der indog. Sprachen zueinander erkannt hat, das letztere entzieht sich denselben, indem die lautgesetzliche Entsprechung eines alten *p* im Hochdeutschen *f* (*fater* : πατήρ), nicht aber *pf* (ahd. *pfērit*) ist.

Dieser fundamentale Unterschied zwischen Erbwort und Lehnwort ist nun neuerdings durch gewisse Anschauungen ins Schwanken geraten, denen P. Kretschmer und W. Wundt am

schärfsten Ausdruck gegeben haben. „Aus der Gleichung scrt. *yugám*, griech. ζυγόν, lat. *iugum*, got. *juk*, altsl. *igo*, lit. *jūngas*“, sagt Kretschmer Einleitung p. 21, „folgt weiter nichts, als dass sich einmal von einem unbekanntem Ausgangspunkt aus das Wort **jugom*, vermutlich mit dem Gegenstand selbst, den es bezeichnet, über das ganze indog. Sprachgebiet verbreitet hat Die indische Bezeichnung des Pfeffers, *pippalī*, bzw. **pipparī*, ist mit dem Gewürz selbst etwa im IV. vorchristlichen Jahrhundert zu den Griechen gewandert (griech. πέπεροι), von diesen zu den Römern (lat. *piper*) und, Jahrhunderte später, zu den Germanen (agls. *pipor*), Slaven (altsl. *pīprū*) und Litauern (lit. *pipiras*). Dieser Vorgang steht mit der Verbreitung des Wortes für Joch im Prinzip genau auf einer Linie Der Unterschied zwischen den prähistorischen und historischen Entlehnungen ist zunächst lediglich ein chronologischer“. Fast noch uneingeschränkter drückt sich W. Wundt Völkerpsychologie I², 2, 642 aus: „Dazu kommt, dass mit den Werkzeugen und Erzeugnissen der Kultur auch die Bezeichnungen wandern, die sie in der Sprache gefunden haben. Wenn uns Märchen- und Fabelstoffe bei den entlegensten Völkern der Erde, bei den Bantustämmen Südafrikas wie bei Indern und Griechen übereinstimmend begegnen, warum sollten dann nicht auch die Bezeichnungen für Tätigkeiten, Geräte und Wohnstätten mit der Kultur, deren Träger sie waren, gewandert sein? Niemand wird aus der Verbreitung des Wortes „Sack“ auf die Existenz eines handeltreibenden indogermanisch-semitischen Urvolks zurückschliessen. Nicht viel sicherer ist es aber, wenn man die Übereinstimmung der Wörter für „Haus“ bei östlichen und westlichen Indogermanen auf ein Urvolk deutet, das Häuser gebaut habe.“

Ich möchte auf diese Ausführungen zunächst mit einer einfachen Frage antworten. Wenn die beiden genannten Forscher sehen, dass z. B. die Gans im Spanischen *auca*, im Portugiesischen *oca*, im Französischen *oie* heisst, oder wenn sie wahrnehmen, dass das Pferd im Russischen *konj*, im Čechischen *kāň*, im Serbischen *konj*, oder wenn der Hase im Althochdeutschen *haso*, im Angelsächsischen *hara*, im Altnordischen *here* genannt wird, sind sie der Ansicht, dass diese Wörter durch „Entlehnung von Individuum zu Individuum, von Stamm zu Stamm“ gemeinromanisch, gemeinlavisch und gemein germanisch geworden seien?

Ist es nicht eine ausgemachte Tatsache, dass die Gans im Französischen *oie* heisst, weil das lateinische *auca* von den römischen Kolonisten s. Z. nach Gallien gebracht worden ist, oder dass die Serben das Pferd *konj* und die Angelsachsen den Hasen *hara* nennen, weil sie diese Wörter bei ihrer Einwanderung in die Balkanhalbinsel, bezüglich nach England mit sich führten? Wenn dem aber so ist, mit welchem Recht setzen Kretschmer und Wundt, von denen namentlich der erstere nicht genug hervorheben kann, dass man die vorhistorischen Verhältnisse nach den historischen beurteilen müsse, für Gleichungen wie serb. *jugá* = griech. ζυγόν oder serb. *damá* = griech. δόμος eine gänzlich verschiedene Art der Verbreitung voraus? Sie tun es meines Erachtens, weil sie zwei verschiedene Prozesse nicht genügend auseinanderhalten. Man kann sich dies an der Ausbreitung des eben genannten lat. *auca* und slavischen *konj* deutlich machen. Das erstere — in der römischen Schriftsprache nicht bezeugt — hat zu einer gewissen Zeit in der Volkssprache statt der vorauszusetzenden Bedeutung „Vogel“ (*avis*) die Bedeutung von „Gans“ angenommen. Dies muss natürlich zuerst an einer bestimmten Stelle des Sprachgebiets geschehen sein, von der aus die neue Bedeutung sich eine geraume Zeitlang „durch Entlehnung von Individuum zu Individuum, von Stamm zu Stamm“ allmählich über die Sprachgenossen ausgebreitet hat. Nachdem dies aber geschehen war, ist das Wort durch die römische Kolonisation in alle Welt getragen worden.

Ganz ebenso liegen die Dinge bei dem slavischen *konj*. Das Wort ist wahrscheinlich nicht slavischen Ursprungs (vgl. mein Reallexikon u. Pferd), hat sich aber von dem Punkt, an dem es aufgenommen wurde, in der slavischen Ursprache „durch Entlehnung von Individuum zu Individuum, von Stamm zu Stamm“ verbreitet. Dann haben ihm die slavischen Wanderungen seine historische Ausbreitung gegeben.

Und nicht anders ist es mit den urverwandten Gleichungen ergangen. Sie haben sich in der Urheimat, deren geographische Ausdehnung wir uns als eine verhältnismässig grosse vorstellen dürfen, „durch Entlehnung von Individuum zu Individuum, von Stamm zu Stamm“ in grösserer oder geringerer Ausdehnung verbreitet, aus dem einfachen Grunde, weil wir uns in anderer Weise die Herrschaft einer Spracherscheinung auf einem be-

stimmten Gebiet überhaupt nicht erklären können. Dann aber sind sie durch die Wanderungen der Indogermanen in die Ferne getragen worden.

Dazu kommt, dass der Hinweis Kretschmers auf das Wort „Pfeffer“, dem Wundt das Wort „Sack“ substituiert, weder in dem einen, noch in dem anderen Falle ein besonders glücklicher ist; denn bei beiden hat man es mit ausgesprochenen Handelswörtern zu tun, die unter historischen Verkehrsbedingungen zusammen mit der Ware, bezüglich ihrer Umhüllung, geschäftsmässig und bewusst von Volk zu Volk getragen wurden und so eine gemeinindogermanische Verbreitung erlangt haben. Dass dasselbe auch bei der grossen Masse der sogenannten urverwandten und meist ganz anders gearteten Kulturgleichungen unter den Verkehrsbedingungen der Urzeit möglich gewesen sei, sind durch nichts erwiesene, an sich höchst unwahrscheinliche Behauptungen der beiden Forscher. Wie unglaublich ihre Anschauungen *in concreto* aussehen, zeigen die Fälle, in denen sie gezwungen sind, ihre Theorien auf bestimmte Beispiele der Wortverbreitung anzuwenden. So schreckt Wundt davor zurück (p. 643), auch die Verbreitung der Verwandtschaftswörter aus seiner Entlehnungstheorie zu erklären. Sie, meint er, müssten doch wohl als „ursprüngliches Gemeingut“ betrachtet werden. Also eine Gleichung wie serb. *bhráta* = griech. *φρήνη*, lat. *fráter* usw. „Bruder“ ist nach ihm Erbgut, eine Gleichung aber, wie etwa serb. *áçva* = griech. *ἵππος*, lat. *equus* usw. „Pferd“, die die Spuren nicht minder alter Lautgesetze an sich trägt, Lehngut. Für Kretschmer ist die Behandlung der Wörter charakteristisch, die übereinstimmend im Italischen, Keltischen, Germanischen und Litu-Slavischen das Meer bezeichnen (p. 65). Da es zur Zeit seiner „Urheimat“ (vgl. o. p. 128) noch keine Nord- und Ostsee gab, die erst in der postglazialen Periode hervortraten, so muss das Wort bei den Kelten (*mori*) aufgekommen sein, ursprünglich also den Atlantischen Ozean bezeichnet haben und von hier aus zu Germanen und Litauern gewandert sein, die vermutlich einer Benennung des Meeres bedurften, als sich die Nord- und Ostsee vor ihren Blicken auftaten. In Verlegenheit aber gerät er hinsichtlich der Italiker (lat. *mare*). Er möchte offenbar nicht gern sagen, dass auch das lat. Wort von den Küsten des Atlantischen Ozeans über die Alpen (denn am Meere sassen die Ligurer) von

Individuum zu Individuum, von Stamm zu Stamm an die Küsten des tyrrhenischen Meeres gedrungen sei. So erklärt er p. 66 Anm., dass ihm unklar sei, wie sich lat. *mare* zu gall. *mori* lautlich und sachlich verhielte. Ist denn nun derartigen, wie mir scheint, ganz uferlosen Konstruktionen gegenüber die ältere Annahme nicht, schon als die einfachere, vorzuziehen, dass das indog. Urvolk oder wenigstens grosse Teile desselben an einem Meere sassen und dafür natürlich einen Namen hatten, der dann durch wandernde Scharen in neue Wohnsitze übertragen und auf dort vorgefundene, neue Meere oder Meeresteile angewendet wurde?

Je energischer wir aber die Versuche, den Unterschied zwischen Erbwort und Lehnwort zu verwischen, Versuche, die schon allzuviel Verwirrung¹⁾ angerichtet haben, zurückweisen, um so bereitwilliger können wir zugeben, dass es im einzelnen Falle oft sehr schwierig, ja unmöglich ist, zu beweisen, ob ein Erbwort oder Lehnwort vorliegt. Der Grund hierfür liegt teils in dem Umstand, dass Wörter aus einer Sprache in die andere in sehr frühen Sprachepochen entlehnt sein können, in denen auf dem entlehrenden Sprachgebiet wichtige, den Lautbestand der Sprache umgestaltende Gesetze, wie die deutsche Lautverschiebung, der Verlust des *p* im Irischen, der Übergang des intervokalen *s* in *r* im Lateinischen usw. noch nicht eingetreten waren. Indem nun der neue Ankömmling in den Mechanismus der einheimischen Lautgesetze hineingezogen wurde, konnte er sein fremdländisches Gepräge leicht ganz oder teilweise verlieren. Beispiele hierfür sind oben p. 139 angeführt worden. Auch ist unsere Kenntnis der Lautgesetze, die bei der Entscheidung zwischen Erbgut und Lehnwort unser erstes Hilfsmittel sind, vielfach noch nicht tief und fein genug, um eine sichere Stellung zu ermöglichen. Ob z. B. lat. *rosa* aus griech. ῥόδον, ῥοδέα entlehnt oder mit ihm urverwandt ist, bleibt eine offene Frage. Endlich fehlen in gewissen Gleichungen, z. B. in dem Verhältnis von lat. *mālum* : griech. μήλον „Apfel“ solche lautliche Kriterien gänzlich, die uns zwingen würden, uns dahin oder dorthin zu entscheiden. Allein so zahlreich auch derartige Fälle sein mögen, sie können selbstverständlich nicht dazu dienen, den in hundert

1) Auf die widerspruchsvolle Stellung H. Hirts in dieser Frage hat mit Recht Symons Museum 1903' p. 110 Anm. hingewiesen.

und aber hundert Beispielen klar am Tage liegenden Unterschied zwischen Erbwörtern und Lehnwörtern illusorisch zu machen.

Über die Benutzung der letzteren für kulturhistorische Zwecke sind nun noch einige Bemerkungen zu machen.

Wir haben oben (vgl. p. 76) gesagt, dass ein in einer Sprache vorhandenes Lehnwort im allgemeinen den Schluss gestatte, dass auch der von ihm bezeichnete Begriff durch das betreffende Volk aus der Fremde entlehnt sei, und gewiss ist dies im grossen und ganzen richtig. Wie wir aus unseren Wörtern „Tabak“, „Kartoffel“, „Champagner“ usw. ersehen, von wo oder durch welche Vermittlung diese wichtigen Kulturgegenstände uns überbracht worden sind, so lehren uns die aus lat. *murus* „Mauer“ entlehnten irisch *mír*, abd. *múra*, *mári*, neusl. *mír*, kleinruss. poln. *mur*, lit. *múras*, alb. *mur* usw., wer die Lehrmeister des nördlichen Europas im Stein- und Mauerbau gewesen sind. Oder so führt uns das lat. *mina* durch das griech. *μνᾶ* nicht nur bis zu dem hebräisch-assyrischen *maneh*, *mana*, von wo wieder das ägyptische *mn* ausgegangen ist, sondern bis in die vorsemitische Sprache Babylons, zu dem akkadischen *mana*, den Weg unsweisend, auf dem in grauer Vorzeit die Erfindung von Mass und Gewicht von Volk zu Volk sich Bahn gebrochen hat.

Trotzdem aber müssen wir uns erinnern, dass weder überall das Vorhandensein eines Lehnworts eine Entlehnung des Begriffs, noch eine Entlehnung des Begriffs allemal das Vorhandensein eines Lehnworts voraussetzt. Was den ersten dieser beiden Punkte anbetrifft, so pflegen in Zeiten, in denen ein Volk starker kulturhistorischer Beeinflussung durch ein Nachbarvolk ausgesetzt ist, auch solche Wörter aus dem einen Sprachschatz in den andern übernommen zu werden, welche längst geläufige Dinge oder Begriffe bezeichnen.

Es kann die Mode entstehen, irgend einen Begriff mit einem fremdländischen, statt mit einem einheimischen Ausdruck zu bezeichnen, und gegen derartige Unsitten ist die Tätigkeit unserer Sprachvereine mit Recht gerichtet. Ich muss indessen gestehen, dass, je mehr und je genauer ich derartige Entlehnungsreihen in alten oder neueren Sprachen beobachte, ich in immer gesteigertem Masse zu der Erkenntnis komme, dass doch in der Mehrheit der Fälle die Entlehnung, wenn nicht auf die Einführung eines neuen Begriffes, so doch auf die irgend einer

neuen Nuance hinweist, die an dem betreffenden Begriffe haftet. Wenn wir unser „Pferd“ aus lat. *paraverēdus* oder unser „kaufen“ aus lat. *caupo*, oder wenn die Römer ihr *murtus* aus griech. *μύρτος* entlehnt haben, so folgt daraus nicht, dass die Germanen vor ihrer Berührung mit den Römern keine Pferde und keinen Handel gekannt hätten, oder dass die Myrte nicht in Italien einheimisch sein könne. Wohl aber dürfen wir aus diesen Entlehnungen schliessen, dass die Germanen die Bekanntschaft mit dem Postpferd (*paraverēdus*) und mit dem gewerbsmässigen Handelsmann (*caupo*) den Römern verdanken, und dass die veredelte Myrte hauptsächlich durch griechische Kulte in Italien verbreitet wurde. Bei nahen Völker- und Kulturberührungen pflegt es ferner zu geschehen, dass gewisse Benennungen unsittlicher Personen oder Verhältnisse von dem einen Volk aus dem Sprachschatz des anderen übernommen werden: Das phönizisch-hebräische *pīlegeš* „Buhle“ ist wahrscheinlich in das Griechische (*παλλακίς*) und in das Lateinische (*pelex*) eingedrungen, das griech. *πορνικός* in das armen. *pornik* (Lagarde Armen. Stud. p. 130), das röm. *meretrix* in das irische *mertrech* (Windisch I. T. p. 687) und altengl. *mīltestre*, ein romanisches **pātāna* (it. *puttana*) in das Altnordische (*pūta*) und Niederdeutsche (mndd. *pūte*), das germanische *huora* wahrscheinlich in das Slavische (*kurūva*) usw. Die Finnen haben sogar drei Bezeichnungen des Freudenmädchens (*huora*: schwed. *hora*, *portto*: altn. *portkona*, *kurva*: slav. *kurūva*) von ihren Nachbarn entlehnt. Trotzdem ist es natürlich nicht gestattet, aus diesem Tatbestand auf das einstmalige Nichtvorhandensein unerlaubter Geschlechtsverbindungen bei jenen Völkern zu schliessen. Wohl aber scheint mir in den angeführten Tatsachen das internationale Element (Mädchenhandel) deutlich zum Ausdruck zu kommen, das der Prostitution offenbar zu allen Zeiten angehaftet hat.

Ich habe neuerdings in den Wissensch. Beiheften des Allg. D. Sprachvereins Reihe IV, 1. Nov. 1903, 23. und 24. H. eine erste Übersicht über die germanischen Bestandteile des russischen Wortschatzes und ihre kulturhistorische Bedeutung gegeben. Diesen Aufsatz hat A. Brückner in der Zeitschrift „Deutsche Erde“ 1904 H. 3 einer im ganzen zustimmenden Kritik unterzogen, es aber getadelt, dass ich in jener Arbeit auch so „nichtsagende“

Entlehnungen wie *počtamtü* „Postamt“ und *pakgáuzü* „Packhaus“ angeführt habe. Ich kann ihm aber in der geringschätzigen Beurteilung solcher Wörter wie dieser beiden nicht folgen. Natürlich dürfen wir aus dem ersteren nicht schliessen, dass die Russen die Post erst von den Deutschen kennen gelernt haben. Woher vielmehr der älteste russische Postdienst stammt, zeigt das aus dem Tatarischen entlehnte russ. *jamü* „die Poststation“, *jamščíkü* „der Postbauer“ usw. (vgl. a. a. O. p. 108) auf das deutlichste an. Demgegenüber bringt das gerügte, aus dem Deutschen entlehnte *počtamtü* auf diesem kulturhistorisch wichtigen Gebiet die Abkehr der russischen Welt vom Osten und ihre Zukehr zum Westen, wie mir scheint, augenfällig zum Ausdruck. Auch *pakgáuzü* „Packhaus“ (*pakgáuzny* „der Wächter“) ist ein durchaus volkstümliches Wort und weist mit zahlreichen Genossen auf die ungeheure Bedeutung hin, die der deutsche Handel während der letzten Jahrhunderte in Russland erlangt hat.

So ist das Lehnwort, was ja auch glücklicherweise im allgemeinen nicht verkannt wird, eine unerschöpfliche Quelle kulturhistorischer Erkenntnis, und es bleibt nur noch ein Wort über die oben berührte Möglichkeit zu sagen, dass die Sprache einen entlehnten Kulturbegriff aus eigenen Mitteln zu benennen unternimmt. Offenbar verhalten sich die verschiedenen Sprachen, vor die gleiche Aufgabe gestellt, fremdes Kulturkapital zum sprachlichen Ausdruck zu bringen, verschieden. Während die Finnen bei ihrem Eintreffen an der Ostsee den kulturhistorisch wichtigen Sprachschatz ihrer Nachbarn, sozusagen mit Haut und Haaren verschlungen haben, während die nordeuropäischen Sprachen indog. Stammes aus den klassischen Sprachen, das Römische aus dem Griechischen ganze Wörterbücher voll Entlehnungen aufweisen, haben sich die Griechen selbst in ihrem Abhängigkeitsverhältnis dem Orient gegenüber eigenartig und schöpferisch gezeigt. Während ihre Sprache in älterer Zeit nicht 100 deutlich nachweisbare Lehnwörter aus dem Semitischen enthält (nach A. Müller, vgl. oben p. 78), haben sie zur Bezeichnung ausländischer Dinge, wie es scheint, weit häufiger als andere Völker eigene und echt griechische Ausdrücke wie *ὑάνα* „Hyäne“ (: *ῥς*), *ῥινόκερος* „Rhinoceros“ (: *ῥίς* u. *κέρας*) und viele andere gebildet, die dann gewöhnlich im griechischen Kleid durch das übrige Europa gewandert sind. Die Gründe dieses sowohl im einzelnen Fall als

auch im grossen und ganzen verschiedenartigen Verhaltens der Sprachen sind offenbar mannigfaltige. Der grössere oder geringere Grad geistiger Begabung oder kulturgeschichtlicher Entwicklung des empfangenden Teils, die plötzliche oder allmähliche und stete Einwirkung des gebenden Teils, der Umstand, ob ein neuer Kulturgegenstand zuerst in fremdem Land geschaut oder von Fremden in das eigene Land gebracht ward, alles das mögen Faktoren sein, die hierbei zu berücksichtigen sein werden. Jedenfalls verdienen diese Fragen, denen O. Weise in einem trefflichen Aufsatz „Wortentlehnung und Wortschöpfung“ zuerst seine Aufmerksamkeit zugewendet hat (Zeitschrift für Völkerpsych. u. Sprachw. XIII, 233 f.), eine eingehende Untersuchung.

VIII. Kapitel.

Die kulturhistorische Begriffsentwicklung.

Kulturwandel und Bedeutungswandel. Das Merkmal oder die Zelle des Wortes. Lat. *pecunia*. Höhere und abstraktere Begriffsbildung: Gesellschaft, Kunst, Religion.

Allzusehr hat man bei der Erörterung der Frage, welche Dienste die Sprachwissenschaft der Altertumskunde zu leisten imstande sei, die sprachlichen Gleichungen, sei es nun die auf Urverwandtschaft, sei es die auf Entlehnung beruhenden, im Auge gehabt. Und doch war dies schwerlich die Meinung J. Grimms, wenn er (vgl. oben p. 8) sagte, dass der Geschichte von seiten der Sprache das Bett stärker aufgeschüttelt werden könnte. Ihm schien vielmehr der gesamte Wortschatz einer Sprache der Spiegel, aus dem uns die kulturgeschichtliche Entwicklung eines Volkes entgegenblicke. Und in der Tat, wenn man bedenkt, dass jede der tausendfachen Neuerwerbungen auf dem Gebiete der äusseren oder inneren Kultur eines Volkes irgendwie nach einem sprachlichen Ausdruck drängt, und andererseits die Sprache so gut wie niemals neue Wurzeln und Stämme schafft und immerhin nur verhältnismässig selten zur Bezeichnung eines Neuerwerbs sich eines der im vorigen Kapitel besprochenen Entlehnungen bedient, so erhellt, dass jene Kulturveränderungen zumeist an den Sprachveränderungen des vorhandenen und einheimischen Wortschatzes zum Ausdruck kommen müssen und also an ihnen studiert werden können. Es ist das grosse Kapitel des Bedeutungswandels, das somit den Kulturhistoriker interessiert, und das er gleichsam von rückwärts zu lesen hat, um an der Hand der historischen Überlieferung und, wo diese abbricht, an der Hand der etymologischen Forschung die Stationen festzustellen, die die kulturhistorisch bedeutsamen Wörter — und welchem Worte wohnte nicht schliesslich irgend eine kulturhistorische Bedeutung bei? — durchlaufen haben. Auf diesem Wege rück-

wärts schreitend, wird er schliesslich bei demjenigen ankommen, was man als die „Zelle“ oder das „Merkmal“ eines Wortes bezeichnen kann, d. h. bei derjenigen dominierenden Vorstellung, welche einem Begriff seine sprachliche Bezeichnung gegeben hat. Man kann sich diesen Prozess und seine kulturgeschichtliche Bedeutung gut an der Geschichte des lat. *pecunia* deutlich machen, das oft, z. B. von Wundt *Völkerpsychologie* I², 2, 460, zu diesem Zwecke gebraucht worden ist, freilich ohne dass man seinen Weg weiter als über einige seiner letzten Stationen verfolgt hätte. Das lateinische Wort bedeutet bekanntlich „Geld“, „Vermögen“, und die Römer der klassischen Zeit haben sich darunter schwerlich etwas anderes als Gold und Silber vorgestellt. Ursprünglich aber bezeichnete das Wort, wie wir aus der Vergleichung mit *pecus* und *pecudes* = scrt. *pácu*, got. *faíhu* usw. „Vieh“ erschen, soviel wie „Viehherde“. Der Bedeutungswandel von „Viehherde“ zu „Geld“ erklärt sich, „weil der bewegliche Besitz des Römers in ältester Zeit zum grössten Teil in Vieh bestand, und das Vieh die allgemeine Tauschware im Handel war. Als später an die Stelle des Tauschverkehrs der Geldverkehr trat, ging der Name des allgemein gebrauchten Tauschobjekts auf das gemünzte Geld über.“ Soweit Wundt über die Bedeutungsgeschichte unseres Wortes, die er leider abbricht da, wo sie gerade am interessantesten wird. Es lässt sich nämlich un schwer zeigen (vgl. mein *Reallexikon* u. *Schaf* und dazu Osthoff *Parerga* I, 215 ff.), dass die älteste Bedeutung dieser Wortsippe nicht „Vieh, Viehherde“, sondern vielmehr „Schaf, Schafherde“ (vgl. altn. *fær*, kurd. *pez*, osset. *fus* „Schaf“) war. Wir werden damit in eine Zeit zurückgeführt, in der, wie es bei nomadischen oder halbnomadischen Völkern der Fall zu sein pflegt, der Hauptbesitz der Indogermanen an Vieh in Schafen, nicht etwa in Rindern bestand, eine Voraussetzung, unter der allein der Bedeutungsübergang von „Schaf“ in „Vieh“ sich erklärt. Auch hiermit sind wir aber noch nicht am Anfang unserer Entwicklungsreihe angekommen. Noch älter als „Schaf“ ist nämlich bei unserer Wortsippe die Bedeutung „Wolle, Vliess“ : griech. *πέκος* „Vliess“ = lat. *pecus*, zu verbinden mit griech. *πέχω* = lit. *peszù* „ich raufe, zupfe“, wobei man zweifelhaft sein kann, wie in allen ähnlichen Fällen, ob der Verbalbegriff dem Nominalbegriff oder der Nominalbegriff dem Verbalbegriff vorausging,

oder ob beide von jeher gleichzeitig an demselben Stamme *pek-x* hafteten. So gewinnen wir die an kulturhistorischen Ausblicken reiche Entwicklungsreihe: „Wolle“ (ausraufen), Wollträger = „Schaf“, dann „Vieh“, „Geld“. An derartigem kulturhistorischen Material ist jedes etymologische Wörterbuch der indog. Einzelsprachen überreich. Es gilt die einzelnen Fälle zu sammeln und nach kulturhistorischen Rubriken zu ordnen, wie ich es in meinem Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde (oben p. 51) zum ersten Mal versucht habe. Freilich sind die Bedeutungsübergänge, um die es sich hierbei handelt, wenn man sie vom psychologischen Standpunkt betrachtet, untereinander keineswegs gleichartig. Es ist offenbar etwas anderes, wenn ein Wort, das „Wolle“ bedeutet, wie wir soeben sahen, die Bedeutung von „Schaf“ („Wollträger“, vgl. etwa 1000 „Gewehre“ = Gewehrträger) annimmt, und wenn dasselbe Wort dann im Sinne von „Vieh“ und später von „Geld“ gebraucht wird. Es ist auch etwas anderes, wenn z. B. häufig neue Metallnamen durch Adjektiva bezeichnet werden, die auf das schon früher vorhandene indog. **aio*s (sart. *áyas* = lat. *aes*) „Kupfer“ bezogen werden (sart. *híranya* „Gold“, eigentlich „gelbglänzendes“ sc. *áyas*) und wieder etwas anderes, wenn z. B. das spätere Glas zufolge der Ähnlichkeit nach dem früheren Bernstein (*glésun*) benannt wird usw. Ordnung in die *rudis indigestaque moles* des Bedeutungswandels zu bringen, hat zuletzt W. Wundt in seiner Völkerpsychologie (vgl. dazu B. Delbrück Grundfragen Kap. VIII) versucht. Glücklicherweise brauchen uns diese Fragen aber hier nicht zu beschäftigen. Es genügt für unsere Zwecke vollkommen, zu sehen, dass die Assoziationen, auf denen nach Wundt jeder Bedeutungswandel beruht, in sehr vielen Fällen entweder die Folge kulturhistorischer Veränderungen sind oder sonst in irgend einer Weise ein kulturhistorisches Interesse darbieten.

Man könnte einwenden, dass der Bedeutungswandel, der somit den Kulturwandel zu begleiten pflegt, uns oft nichts neues lehren könne, da wir über den letzteren auch auf anderem Wege unterrichtet seien, und da in zeitlicher Hinsicht natürlich überall die Kulturveränderung der Sprachveränderung vorausginge, die letztere nur eine ausschliesslich den Linguisten interessierende Begleiterscheinung des ersteren darstelle. Der Linguist könne also nur von dem Kulturforscher, der Kulturforscher aber nicht

von dem Linguisten lernen. Und in der Tat werden wir im folgenden Kapitel auf einige der materiellen Kulturentwicklung entnommene Beispiele hinweisen, bei denen derartigen Einwendungen eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen ist. Gerade derartige Fälle aber, sollte ich meinen, sind aufs beste geeignet, die Berechtigung der auf den Bedeutungswandel gegründeten Schlüsse auch für solche Gebiete der kulturgeschichtlichen Entwicklung nachzuweisen, bei denen eine sachliche, d. h. aus der historischen Überlieferung geschöpfte Beweisführung ganz oder nahezu ganz versagt, also auf dem Gebiete der höheren und abstrakteren Begriffsbildung, wie sie z. B. die Entfaltung des gesellschaftlichen Lebens, der Künste, der religiösen Vorstellungen usw. erzeugt. Diesen Sphären sollen daher im Folgenden noch einige weitere Beispiele für die kulturgeschichtliche Bedeutung der sprachlichen Begriffsentwicklung entnommen werden.

Die Gesellschaftsordnung der Urzeit beruhte auf verwandtschaftlichen Verbänden, die man als Grossfamilien oder Sippen bezeichnen kann, und deren urverwandte Namen soviel wie „Niederlassung“, „Versammlung“, „Erzeugung“, „Bruderschaft“ usw. bedeuten (vgl. mein Reallexikon p. 778). Von nicht geringerer Bedeutung für das Verständnis jener alten Organisationen sind aber auch zahlreiche Ausdrücke für dieselben, die sich auf die einzelnen indog. Sprachen beschränken. So das lat. *prō-sāpia* „Sippschaft“, „Geschlecht“ (vgl. Osthoff Beiträge XX, 93; Archiv f. Religionsw. VIII, 2). Es weist, als vom lat. *sōpio* = sert. *sāpas* „penis“ abgeleitet, deutlicher als vieles andere, auf die uralt-agnatische Struktur der lateinischen Gens, d. h. auf das Glied des Stammvaters, nicht etwa auf den Schoss einer Stammesmutter hin. So das griechische *καθεστᾶς*, in Kreta „Blutsfreunde bei Männern und Frauen“ (vgl. Verf. I. F. XVII, 18). Es bezeichnet ursprünglich so viel wie „Fürsorgegenossenschaft“ besonders mit Rücksicht auf die Totenbestattung und rückt die Bedeutung des Ahnenkultus, als einer der vornehmsten Aufgaben der alten Familienverbände, in das rechte Licht. So der germanische Stamm **hīwa* (got. *heiwa-fraujis* „Hausherr“). Er gehört zu sert. *çivá*, *çévd* „lieb“ und kennzeichnet die Familie als „Verband der Freunde“. Der gleiche Bedeutungsübergang zeigt sich in ahd. *wini* „Freund“ = ir. *fine* „Grossfamilie“. Überhaupt kann man sich in alten Zeiten den Begriff

der Freundschaft nur in Zusammenhang mit dem der Verwandtschaft denken, indem jeder, der ausserhalb der Sippe und des Stammes steht, als lat. *hostis* = got. *gasts*, altsl. *gostĭ* „Feind, Fremder“ gilt. Nur dadurch kann der letztere zum „Gast“ werden, dass er für eine gewisse Zeit in einen Familienverband eintritt, was sich wiederum in Wortreihen wie lit. *swėczias* aus **svet-jas* „Gast“ : griech. *ἔτης* „Angehöriger“ und lit. *wiėszėti* „zu Gaste sein“ von *wiėcz* = griech. *ὄκος*, lat. *vīcus* aufs deutlichste abspiegelt. Zu dem oben genannten sert. *çivá* „lieb“ gehört auch lat. *civis*, dessen Bedeutungsentwicklung sich daher folgendermassen darstellt: der „Liebe“, der „Verwandte“ — dann (nach Aufgang des alten Geschlechterstaats in der politischen Staatsgemeinschaft) der „Bürger“, „Mitbürger“. Und noch ein weiterer wichtiger Begriff findet in der Zugehörigkeit zu einem Sippenverband seine Erklärung, der der politischen Freiheit. „Frei“ ist in der grossen Mehrzahl der indog. Sprachen, wer zum Stamme (vgl. aw. *ázata : zan* „gebären“, eigentl. „*ingenuus*“, griech. *ἐλεύθερος* : ahd. *liut* „Volk“), oder — in demselben Sinne — wer zu den „Lieben“ (vgl. got. *freis* : sert. *priyá* „lieb“, cymr. *rhydd* „frei“) gehört, eine Vorstellung, geboren ohne Zweifel in solchen Epochen der Urgeschichte, in denen indogermanische mit nicht-indogermanischen, vielfach zu Sklaven herabgedrückten Völkerbestandteilen zusammenstiessen (vgl. oben p. 151). So öffnen sich auf Schritt und Tritt Ausblicke in die Anschauungswelt längst vergangener Zeiten, über die wir ohne die Sprachwissenschaft nichts, aber auch gar nichts wissen würden. Dies hat mit Rücksicht auf die ja ebenfalls aus dem gesellschaftlichen Leben erspriessenden sittlichen Ideen schon F. Nietzsche scharf erkannt, als er in seiner Genealogie der Moral zur Stellung einer Preisaufgabe aufforderte: „Welche Fingerzeige gibt die Sprachwissenschaft, insbesondere die etymologische Forschung, für die Entwicklungsgeschichte der moralischen Begriffe ab?“ Leider ist aber von zuverlässigen Vorarbeiten für die Lösung einer solchen Aufgabe noch so gut wie gar nichts zu nennen. Eine Ausnahme macht Osthoffs schöner Aufsatz „Eiche und Treue“ in den *Et. Parerga* I, 98 ff.

Auf dem Gebiete der Kunst will ich auf die Terminologie des Singens und Tanzens sowie auf diejenige der Farben verweisen. Hinsichtlich des ersteren Punktes lässt sich zeigen,

dass es urverwandte Ausdrücke für Singen und Tanzen nicht gibt, dass sich vielmehr erst in den Einzelsprachen besondere Bezeichnungen des Singens aus Wörtern für Schreien oder emphatisches Reden (z. B. got. *sagws* : *siggwan* = griech. *ὄμφή* „Stimme, besonders die der Götter, also die laute Stimme“) und besondere Bezeichnungen des Tanzens aus Wörtern für leidenschaftliche oder feierliche Bewegung (z. B. lat. *saltare* : lat. *salio* = griech. *ἄλλομαι* „springe“) entwickelt haben (vgl. mein Reallexikon u. Dichtkunst, Dichter und u. Tanz). Ich möchte glauben, dass auch in diesem Falle in der Sprache die Entstehungsgeschichte des Gesangs und Tanzes deutlich vor uns liegt, und dass namentlich bei dem ersteren eine exaktere Terminologie erst nötig wurde, nachdem die Erfindung und das Vorbild musikalischer, die Rede oder das Geschrei begleitender Instrumente diesen die für den Gesang charakteristischen Eigenschaften, wie Qualität oder Timbre, Weite und Wechsel der Intervalle usw. eingeprägt, oder, soweit sie schon vorhanden waren, erhöht hatte.

Bei den Farbenbezeichnungen sind es namentlich zwei Erscheinungen, die eine Erklärung fordern, nämlich einmal der Umstand, dass dieselben Wortstämme sehr häufig ganz verschiedene Farben bezeichnen, z. B. die Ableitungen von den Wurzeln *ghel* und *ghel* bald „gelb“ (lat. *helvus*, *fulvus*, *flāvus* = ahd. *gelo*), bald „grün“ (altsl. *zelenŭ*) oder der Stamm **melino* bald „schwarz“ (serb. *malina*, griech. *μέλας*), bald „blau“ (lit. *mėlynas*), bald „gelb“ (cymr. *melyn*), und zweitens die Tatsache, dass eigentlich nur eine Farbe, nämlich das Rot (serb. *rudhirá*, griech. *ῥουθρός*, lat. *ruber*, altsl. *rŭdrŭ*, lit. *raudŭnas*, ir. *rŭad*, got. *rauds*) bei allen oder nahezu allen Indogermanen dieselbe feste Bezeichnung hat. Man hat hieraus auf eine allmähliche Entwicklung des Farbensinns bei den Indogermanen geschlossen, und eine grosse Literatur¹⁾ hat sich über diese Frage

1) Vgl. O. Weise Die Farbenbezeichnungen der Indogermanen B. Beitr. z. Kunde der indog Spr. II, 273 ff. Andere sprachwissenschaftliche Literatur über diesen Gegenstand findet sich bei L. Geiger Über den Farbensinn der Urzeit und seine Entwicklung (Zur Entwicklungsgeschichte d. Menschheit 1871 p. 45 ff.), A. Bacmeister Keltische Briefe 1874 p. 112 ff., Pole *Colour blindness in relation to the homeric expressions for colour*, *Nature* 1878 p. 676, H. Vámbéry Die primitive Kultur des turko-tatarischen Volkes 1879 p. 224, Grant Allen Der Farbensinn. Sein Ursprung und seine Entwicklung. Ein Beitrag zur

für und wider angehäuft. Im allgemeinen dürfte man gegenwärtig die Vorstellung, als ob die Indogermanen ganz oder teilweise farbenblind gewesen seien, aufgegeben haben. In der Tat möchte ich glauben, dass hiervon keine Rede sein kann, und dass die Indogermanen vielmehr im Gegenteil sehr zahlreiche Farbenbezeichnungen besessen haben, nur dass diese, abgesehen von gewissen Ausdrücken für hell und dunkel, in der Mehrzahl der Fälle nur spezielle Farbentöne oder Farbennuancen, und zwar meist mit Beziehung auf ein bestimmtes diese Färbung tragendes Objekt zum Ausdruck brachten. So dürften die Ableitungen von den Wurzeln *ghel* und *ghel* ursprünglich nur das gelblich-grüne der jungen Saat (z. B. griech. *χλόη* „Gras“), der Stamm **melino* nur die undefinierbare Färbung eines blauen Flecks am Körper (altpr. *melne*), der Ausdruck scrt. *प्रीणि* = griech. *περικνός* nur das Getüpfelte wie es in der Farbe des Rehs (griech. *πόξ*) oder auch der Forelle (ahd. *forhana*) zutage tritt, bezeichnet haben. Dabei kann man wiederum zweifelhaft sein, ob zuerst die Farbenbezeichnung oder der Name des gefärbten Objekts da waren, wenn auch die Analogie neuerer Farbensdrücke wie „orange“, „violett“, „purpur“ usw. (vgl. Wundt a. a. O. p. 543) für letzteres spricht. Die weitere, schon in der Urzeit anhebende, besonders aber auf dem Boden der Einzelsprachen verlaufende Entwicklung ist nun auf die Herausbildung allgemeiner Farbenbezeichnungen wie unser „rot“, „gelb“, „grün“, „blau“ gerichtet, ein Prozess, bei dem man sich naturgemäss mit Vorliebe jener ältesten Ausdrücke für bestimmte Farbennuancen bedient, die man jedoch bei ihrem oft vieldeutigen und schillernden Charakter nicht immer in gleicher Weise verwendete. So kommt es, dass die Bildungen von den Wurzeln *ghel* und *ghel* in den einen Sprachen mehr das gelb, in den andern mehr das grün bezeichnen, oder dass **melino* hier schwarz, dort blau und wieder wo anders gelb ausdrückt. Dass in unserem „rot“, welches nach einer freilich nicht sicheren Deutung die spezielle Färbung des Kupfers (lat. *raudus*, altn. *raudi*, slav. *ruda*) bezeichnet haben könnte, wohl sich zuerst ein solcher allgemeiner

vergleichenden Psychologie. Mit einer Einleitung von Dr. E. Krause. Leipzig 1880. Vgl. auch E. Veckenstedt. Geschichte der griechischen Farbenlehre 1888 sowie: W. Wundt Völkerpsychologie I², 2, 543 ff. und ganz neuerdings W. Schultz Das Farbenempfindungssystem der Hellenen. Leipzig 1904:

Farbename festgesetzt hat, wird in der Beliebtheit dieser ja selbst auf gewisse Tiere wirkenden Farbe bei primitiven Völkern seinen Grund haben. Noch heute sind z. B. bei den Russen die Ausdrücke für „schön“ (*krasivy*) und „rot“ (*krásnyj*) von demselben Stamme abgeleitet.

Von grösster Bedeutung endlich sind Begriffsentwicklungen wie die hier versuchten auf dem Gebiete der Religionsgeschichte. Als die Überlieferung anhebt, stehen auf den einzelnen Völkergebieten grosse Göttergestalten wie Agni, Indra, Varuna oder Apollo, Hermes, Athene oder Saturnus, Janus, Ceres oder Wuotan, Saxnot, Tanfana in grosser Anzahl beinah fix und fertig vor uns. Und doch müssen sie alle eine vieltausendjährige Geschichte durchgemacht haben, vor der derjenige Forscher, welcher sich allein auf die geschichtliche Überlieferung stützt, sich verzweifelt abkehrt. Nur die Fäden der Sprache führen in jene grauen Zeiten zurück. Freilich hat auch die Sprachforschung hier lange genug geirrt, indem sie in der Mehrzahl jener Göttergestalten bereits indogermanische Gebilde mit urindogermanischen Namen nachzuweisen hoffte. Es ist eine für die Religionsgeschichte fruchtbare Erkenntnis, dass die Ursprünge jener einzelvolklichen Götter meist auch auf dem Boden der Einzelsprachen zu suchen und hier nach der „Zelle“ ihres Wesens zu forschen sei. Auf diesem Wege enthüllt sich *Ἀπέλλων* als „der von der Hürde“ (*ἀπέλλα*, nach Robert), *Ἐρμείας* ist nichts als „der vom Steinhäufen“ (*ἔρμα*, ebenfalls nach Robert), lak. *Πηρεφόρνεια*, *Persephoneia* ist „die Speltttöterin“¹⁾ (*φήρον · ἡ τῶν ἀρχαίων θεῶν τροφή*, vgl. mein Reallexikon p. 870 f.), *Janus* ist der Türgott (so zuletzt Wissowa), *Volcanus* (**volca* = sert. *ulká*) „der vom Feuerbrand“ usw. Es steht zu hoffen, dass das tiefe Dunkel, das zur Zeit noch über den meisten mythologischen Namen lagert, sich so wenigstens teilweise, allmählich lichten wird. Aber auch die Terminologie der allgemeinen religionsgeschichtlichen Begriffe wie Gott und Schicksal, Traum und Tod, Opfer und Gebet usw. müsste gesammelt und entwicklungsgeschichtlich untersucht werden, wie ich dies teils in meinem Reallexikon, teils in einer grösseren Abhandlung über Arische Religion in J. Hastings demnächst erscheinenden *Dictionary of Religion* zu tun versucht habe.

1) Beistimmung bei J. Hoops *Waldbäume u. Kulturpflanzen* p. 360.

IX. Kapitel.

Sprach- und Sachforschung.

Zusammenfassung der Bedenken gegen die einseitige Benutzung der Sprachwissenschaft zu urgeschichtlichen Rekonstruktionen. Realien und Institutionen. Die prähistorische Archäologie. Die „oberirdische“ Urgeschichte. Kongruenz der Sach- und Sprachentwicklung. Institutionenvergleichung. Versuch einer Methodik derselben. Die vergleichende Völkerkunde.

Die sprachgeschichtlichen Erörterungen, die uns im bisherigen beschäftigt haben, hatten den ausschliesslichen Zweck, etwas über die Geschichte der Sachen zu ermitteln, auf die sie sich bezogen. Wie sollte es möglich sein, bei einem solchen Beginnen, die Sachen selbst, um die es sich handelt, ausser acht zu lassen? Wird der Maler, der das Bildnis eines Menschen zu entwerfen beabsichtigt, sich auf Photographien beschränken, wenn er des Menschen selbst habhaft werden kann? In der Tat darf in unserem realitätenfrohen Zeitalter die Vorstellung Früherer, als ob es möglich sei, die vorgeschichtliche Entwicklung der Völker unseres Stammes ausschliesslich auf sprachlichen Gleichungen aufzubauen, für aufgegeben gelten. Auch haben wir ja genugsam gesehen, wie die Sprachwissenschaft, soviel kulturhistorischen Gewinn wir ihrer besonnenen Benutzung verdanken, doch uns bei der Entscheidung wichtiger Fragen nicht selten im Stiche lässt. Zwar haben wir gesehen, dass an der Unterscheidung von Erb- und Lehnwörtern im Prinzip durchaus festgehalten werden muss; allein es lässt sich doch nicht leugnen, dass einerseits die urverwandten Gleichungen nicht immer in dieselbe Epoche vorgeschichtlicher Entwicklung zurückzuführen und für das ganze vorgeschichtliche Kulturgebiet gegolten zu haben brauchen, so dass

dem Ausdruck „indogermanisch“ immer etwas dehnbares und nicht scharf definierbares innewohnen wird, und dass andererseits der Zweifel, ob eine etymologische Entsprechung auf Urverwandtschaft oder alter Entlehnung beruhe, oft in wichtigen Fällen nicht beseitigt werden kann.

Auch bleiben wir nicht selten im unklaren darüber, ob eine in Wurzel- und Suffixsilben identische Wortreihe wirklich auf ein einheitliches Prototyp zurückgeht, oder ob die Übereinstimmung nicht durch gleiche Sprachvorgänge erst innerhalb des Lebens der einzelnen Sprachen erzeugt worden ist. Ist aber nun auch eine Gleichung derart, dass wir mit Recht das Vorhandensein irgend eines bestimmten Wortes in der Ursprache folgern zu können glauben, so erhebt sich aufs neue die Frage, welches die urzeitliche Bedeutung dieses Wortes gewesen sei, und gerade hier zeigt sich die Sprachwissenschaft besonders häufig ausserstande, eine befriedigende Antwort zu geben.

Es wird sich nun zeigen, dass in zahlreichen Fällen die Vereinigung von Sprach- und Sachforschung zu wesentlich sichereren Ergebnissen führt, als dies allein mit Hilfe der Sprachforschung möglich ist, indem einerseits die Sachforschung bedeutende Fehlerquellen der Sprachforschung verschliesst, andererseits aber diese wieder zahlreiche Mängel, die, wie wir noch sehen werden, der Sachforschung ihrer Natur nach anhaften, ausgleicht.

Wir wenden uns damit den Altertümern selbst zu, die wir zur besseren Übersicht in Realien und Institutionen einteilen wollen. Dabei werden wir unter „Realien“ die meist in natura uns bekannt gewordenen Sachen, unter „Institutionen“ die im wesentlichen nur durch schriftliche oder mündliche Überlieferung uns zugänglichen Bräuche des Rechtes, der Sitte und des Glaubens verstehen.

Am unmittelbarsten berührt sich hinsichtlich der ersteren mit der linguistischen Paläontologie diejenige Wissenschaft, die die Hinterlassenschaft vergangener Zeiten selbst aus dem Erdboden hervorholt, die prähistorische Archäologie. Aus einer Gleichung wie scrt. *carú* = ir. *core*, altn. *hverr* „Topf, Kessel“ oder scrt. *ácva* = griech. *ἵππος*, lat. *equus* „Pferd“ oder griech. *μῆλιγγη* = lat. *milium*, lit. *malnos* „Hirse“ schliessen wir, dass Töpfe, Pferde und Hirse schon den Indogermanen bekannt waren. Der Prähistoriker bietet uns, ohne dass irgend ein Schluss-

verfahren notwendig wäre, Topfscherben, Pferdeknochen und Hirsekörner längst vergangener Zeiten selbst dar, an denen wir nun studieren können, wie die ältesten Töpfe hergestellt wurden, und wie sie aussahen, ob die Pferdeknochen auf das wilde oder gezähmte Tier hinweisen, zu welcher Hirsengattung die aufgefundenen Körner gehören, alles Dinge, über die wir durch die Sprache so gut wie nichts erfahren. Befindet sich so die Prähistorie durch diese Unmittelbarkeit ihrer Wahrnehmungen in einem unleugbaren Vorteil gegenüber der Sprachwissenschaft, so ist sogleich auf einen erheblichen Mangel derselben hinzuweisen. Die angeführten Gleichungen, so viel oder so wenig sie aussagen mögen, berichten doch in jedem Fall etwas über kulturhistorische Zusammenhänge indogermanischer Völker, der prähistorische Fund aber steht, in je ältere Zeit er zurückgeht, in um so höherem Grad zunächst ausserhalb aller ethnologischen Verhältnisse.

Es ist daher seit der ersten Auflage dieses Buches mein Bestreben darauf gerichtet gewesen, die Ergebnisse der linguistischen und archäologischen Paläontologie in Beziehung zueinander zu setzen. Die Prähistoriker unterscheiden in der Urgeschichte unseres Erdteils bekanntlich zunächst eine paläolithische Epoche oder ältere Steinzeit, in der der Mensch noch keinen Ackerbau und keine Viehzucht, keine Tongefässe und keinen Hüttenbau kannte, sondern als Jäger seinen Unterhalt suchte, in Höhlen und unter Felsen wohnte und seine Waffen und Werkzeuge nur aus Stein und lediglich durch Zuschlagen des Rohmaterials herstellte. Von dieser paläolithischen Zeit durch eine breite, bis jetzt kaum überbrückbare Kluft (Hiatus) getrennt, ist die neolithische oder jüngere Steinzeit¹⁾. Jetzt ist der Mensch Ackerbauer und Viehzüchter, er spinnt und webt, formt Gefässe, baut Hütten. Seine Waffen und Werkzeuge sind noch vorwiegend aus Stein, den er aber jetzt zu schärfen und durch Formung zu verschönen versteht. Auch die ersten Sachen aus reinem, d. h. unvermishtem Kupfer treten in Gestalt von Beilen, Pfriemen, Dolchen jetzt auf. An diese neolithische Zeit

1) Die Frage, ob die neolithische Kultur Europas sich allmählich aus der paläolithischen entwickelt hat, oder ob die erstere durch neue Völkereinwanderungen unserem Erdteil zugeführt worden ist, harret noch der Entscheidung, und ein halbwegs gesichertes Resultat liegt noch in keiner Weise vor.

schliesst sich, allmählich in die historischen Epochen übergehend, das Zeitalter der Bronze und das des Eisens an, beide zugleich mit neuen Haustieren und Kulturpflanzen, mit neuen Waffen und Werkzeugen. Es kann nun, wie mir scheint, als ein gesichertes Ergebnis der Sprach- und Sachvergleiche betrachtet werden, dass diejenige Kultur, die aus den urverwandten indog. Gleichungen zu uns spricht, in allen wesentlichen Punkten mit der zweiten der oben genannten prähistorischen Epochen, d. h. mit der jüngeren Steinzeit, insonderheit mit ihrer letzten durch den Besitz des Kupfers ausgezeichneten Phase übereinstimmt¹⁾. Ist dies aber richtig, so erhalten wir ein Recht, unsere oft sehr allgemeinen und lückenhaften, auf sprachliche Gleichungen gegründeten Erkenntnisse mit Hilfe der Urgeschichte zu verfeinern und zu ergänzen. Die Gleichung sert. *hamsá* = lat. *anser*, ahd. *gans* lehrt uns, dass die Gans den Indogermanen bekannt war, die Urgeschichte, dass sie damals noch ein wildes Tier war; die Gleichung sert. *áyas* = lat. *aes*, got. *aiz* bezeugt die Bekanntschaft der Indogermanen mit einem Nutzmanmetall, die Urgeschichte macht es wahrscheinlich, dass dieses Nutzmanmetall das Kupfer war usw. Wenn wir so zu der Ansicht gelangen, dass das, was wir „indogermanische Urzeit“ oder „Zeit der vorhistorischen Zusammenhänge der indogermanischen Völker“ nennen, sich innerhalb der neolithischen Kulturperiode abgespielt hat, wodurch der weite Begriff „Indogermanisch“ (vgl. oben 174 f.) zugleich eine gewisse zeitliche Begrenzung erhält, so darf man doch diesen Satz keineswegs umkehren und alles, was in Europa neolithisch ist, als indogermanisch in Anspruch nehmen. Vielleicht gelingt es einmal, innerhalb des weiten Begriffs der jüngeren Steinzeit, an der Hand sachlicher Kriterien bestimmte ethnische Gruppen der Altertümer zu unterscheiden und eine derselben den Indogermanen zuzuweisen. Aber zur Zeit sind wir von diesem Ziel noch weit entfernt, und nur bei den der Geschichte am nächsten liegenden Altertümern kann man mit einiger Sicherheit ethnische Grundlagen bestimmen und z. B. von slavischen oder keltischen Funden sprechen. Wie sehr die kühnen Konstruktionen Muchs und

1) Vgl: darüber näheres in meinem Reallexikon p. XXIII f. Seine Zustimmung äussert jetzt auch M. Winternitz, Beilage z. Allg. Z. 1903, Nr. 239 p. 140. Vgl. auch M. Křiž Beiträge zur Kenntnis der Quartärzeit Mährens, Steinitz 1903 p. 521 ff.

Kossinnas¹⁾ (oben p. 117 ff.) über das zur Zeit erreichbare hinausgehen, braucht daher nicht noch einmal gesagt zu werden. Auch der Gedanke R. Forrers, die Verbreitung der „Hockersitte“, d. h. der Sitte, die Toten in Hockerstellung zu beerdigen (Achmim-Studien I, Strassburg 1901, p. 52), mit dem Verbreitungsgebiet der Indogermanen zu identifizieren, scheint mir noch nicht ausreichend begründet. Zuerst müsste doch, ehe man zu derartigen Versuchen zurückkehrte, das ganze in frühhistorischer Zeit von Indogermanen besetzte Gebiet archäologisch durchforscht sein, ehe man sich die Frage vorlegen könnte, was von den auf diesem zutage getretenen Altertümern etwa als spezieller und charakteristischer Besitz gerade der Indogermanen in Anspruch genommen werden könnte. Wie wenig aber ist z. B. zur Zeit noch von der Urgeschichte des Ostens, besonders Russlands bekannt, oder das, was in dieser Beziehung durch russische Forscher in russischen Werken niedergelegt ist, in den Besitz der deutschen Wissenschaft übergegangen!²⁾

Unberührt hiervon bleibt die hohe Bedeutung der Urgeschichte für das Verständnis und die Entwicklungsgeschichte der Realien, und es kommt dabei wenig darauf an, ob die Denkmäler, an denen wir die Vorzeit studieren, immer aus dem Schosse der Erde selbst entnommen sind; denn es gibt auch eine oberirdische Urgeschichte, die nicht die Tiefen der Erde, sondern die von der grossen Heerstrasse der Zivilisation abgelegenen Winkel der indog. Welt nach Altertümern durchforscht und in der Hütte des russischen, galizischen oder serbischen Bauern oft Zustände und Einrichtungen entdeckt, die von Geschlecht zu Geschlecht bewahrt, ein treues Bild der Urzeit in der Gegenwart uns enthüllen.

Es ist, wie ich glaube, ein erheblicher Fortschritt der etymologischen Forschung, dass sie mehr und mehr zu der Überzeugung gekommen ist, dass die genaue Kenntnis der Realien unentbehrlich für den Sprachforscher sei. Besonders ist es das Verdienst R. Meringers in Graz, durch eine Reihe vortreff-

1) Ganz in unserem Sinne spricht sich jetzt auch Karl Helm (Hessische Blätter für Volkskunde Bd. III, H. 1, p. 4) über die Arbeiten der genannten beiden Gelehrten aus. Vgl. auch A. Fick in B. B. 29, 228 ff.

2) Wichtig in dieser Beziehung sind die Referate L. Stiedas aus der russischen Literatur im Archiv für Anthropologie (passim).

licher Aufsätze¹⁾ auf die Bedeutung dieses auch meinem ganzen Reallexikon zugrunde liegenden Gedankens mit allem Nachdruck hingewiesen zu haben. Vielleicht ist es erlaubt, aus einem Briefe des genannten Gelehrten die Mitteilung zu machen, dass er in Graz den Anfang zur Errichtung eines Museums für Indogermanische Altertumskunde gemacht hat.

Einige Beispiele mögen von dieser Kongruenz der sprachlichen und sachlichen Entwicklung Zeugnis ablegen.

Wir beginnen mit dem ahd. *want* „die Wand“, das zunächst rein lautlich betrachtet, eine Nominalbildung zu *wintan* „winden“ (Wand = „gewundenes“) darstellt; aber noch F. Kluge in der VI. Auflage seines Et. W. bemerkt, dass eine solche Zusammenstellung keinen vernünftigen Sinn ergebe. Das ist nun, wie wir jetzt wissen, nicht richtig. Wir erkennen jetzt, dass die alt-hochdeutsche Wortbildung in einer Zeit wurzelt, in der man die Wände der Häuser lediglich aus Flechtwerk (vgl. got. *wandus* „Rute“), das man mit Lehm bewarf, herstellte, so dass die Wand also wirklich etwas „gewundenes“ war. Daher kann man noch im Angelsächsischen geradezu sagen „eine Wand *windan*“ (wie lat. *texere*), und im Russischen heisst der Zimmermann noch heute *plótnikū* von *plesti* „flechten“, eigentlich „der Flechter“.

Ein ähnliches sachliches Interesse bieten z. B. die beiden russischen Wörter *oknó* „das Fenster“ und *mostavája* „das Pflaster“. Das erstere bedeutet eigentlich „Auge“ (vgl. lat. *oculus*), und dieser Begriff kehrt auch in anderen Bezeichnungen des Fensters, z. B. im got. *auga-dauró* wieder. Man meinte nun früher, dass das Fenster mit einer Art poetischer Metapher als „Auge“ des Hauses bezeichnet worden sei. Meringer zeigt dagegen, dass vielmehr sowohl das alte geflochtene wie auch das aus Blockstämmen gezimmerte Haus ihrer Konstruktion nach augenförmige Fenster hatten und haben mussten, dass somit got. *auga-dauró* soviel wie „Tür von der Gestalt eines Auges“ be-

1) Etymologien zum geflochtenen Haus, Festgabe für Heinzel p. 173, Die Stellung des Bosnischen Hauses und Etymologien zum Hausrat, Sitzungsab. d. Kais. Ak. d. W. in Wien, phil.-hist. Kl. CXLIV, Wien 1901, Wörter und Sachen I. F. XVI, 101 ff., XVII, 100 ff. Doch möchte ich mich natürlich nicht im einzelnen mit allen von Meringer vorgetragenen Etymologien einverstanden erklären.

zeichnete, russ. *oknó* aber von der äusseren Ähnlichkeit des Fensters mit einem Auge benannt worden ist. Russ. *mostavája* ist das gewöhnliche Wort für das Strassenpflaster. Ursprünglich aber bedeutete es „die mit Brettern (russ. *mostü* „Brücke“, kluss. *pomóst* „Diele“) überdeckte“ sc. Strasse. Kann man sich eine bessere sprachliche Illustration zu dem denken, was A. Brückner Die Europäisierung Russlands p. 106 über die Wege des alten Russland berichtet: „Manche Strassen waren mit Brettern belegt, der Strassenkot war so arg, wie er in den Dörfern Russlands zu gewissen Jahreszeiten sich auch jetzt noch vorfindet. In Moskau half man sich vor ein paar Jahrhunderten wie heute noch in den Dörfern mit über die Strasse gelegten Brettern“ (vgl. hierzu auch Ewers Ältestes Recht der Russen p. 65 und Meringer Z. f. d. östr. Gymn. 1903 H. 3 p. 16 Anm. 1 sowie die Nachträge).

Man könnte sagen, dass in Fällen wie den angeführten, die Sprachwissenschaft im Grunde nur bestätige, was wir auch auf andere Weise wüssten, und im vorigen Kapitel ist gesagt worden, dass dies in gewissem Sinne richtig sei. Allein auf der anderen Seite ist doch zu bedenken, dass die sprachlichen Vorgänge, ganz abgesehen davon, dass sie den Vorzug haben, auf speziell indogermanische Verhältnisse hinzuweisen, den ihnen zugrunde liegenden kulturhistorischen Tatsachen oft eine erhöhte und allgemeinere Bedeutung geben, als sie ihnen sonst innewohnt. Dass zahlreiche Völker einstmals in unterirdischen Wohnungen hausten, wissen wir durch Funde und historische Nachrichten, und von den Germanen berichtet Tacitus Germania Kap. 16 wenigstens soviel, dass sie als Zufluchtsstätte für den Winter und als Behälter für Früchte *subterranei specus* eröffnet hätten. Wie viel grösser, als aus diesen Worten hervorgeht, muss aber die Bedeutung dieser Wohnungsart auf germanischem Boden gewesen sein, wenn wir bedenken, dass ein weitverbreitetes altgermanisches Wort für Haus **kufa*, **kuba* (altn. *kofi* „Hütte“ etc.), das sogar der altgermanischen Benennung des Hausgeistes **kubawalda* (mhd. *kobolt*) zugrunde liegt, wie nach meinem Vorgang jetzt allgemein angenommen wird, dem griech. *γύπα* „die unterirdische Wohnung“ genau entspricht.

Es hat also keinen erheblichen Zweck, die Frage breitzutreten, ob hier mehr die Sprachforschung, dort mehr die Sachforschung der allgemeinen Aufgabe kulturhistorischer Auf-

klärung besser dient. Beide sind aufeinander angewiesen und müssen gemeinsam an die Arbeit gehen.

Wir wenden uns nunmehr dem weit schwierigeren Kapitel der Institutionenvergleichung zu, d. h. der Vergleichung der Sitten, Gebräuche und Einrichtungen, die wir bei den indog. Völkern auf dem Gebiete des Rechts, der Gesellschaft, des Glaubens finden, und für deren Kenntnis wir fast ausschliesslich auf Überlieferung angewiesen sind. Bei der Benutzung dieser Überlieferung haben natürlich zunächst die allgemeinen Grundsätze historischer Quellenkritik zu gelten. Gleichwohl würde es nicht unwichtig sein, eine Reihe hierhergehöriger, für die Urgeschichte besonders wichtiger Fragen — wie die „Inwieweit muss von den Nachrichten der Griechen und Römer über die europäischen Nordvölker die zweifellos im Altertum hervortretende Tendenz, die bei jenen Völkern vorgefundenen Zustände zu idealisieren¹⁾, in Abzug gebracht werden?“ oder „Welcher Wert ist bei der Rekonstruktion der Urzeit der Sagenwelt, die vielfach andere kulturhistorische Verhältnisse als die älteste geschichtliche Zeit voraussetzt, beizumessen?“ oder „Inwieweit darf die Literatur²⁾ eines bestimmten Zeitalters als der Spiegel seiner Kultur betrachtet werden?“ und anderes hier zu erörtern, wenn dies nicht bei weitem den solchen methodologischen Erörterungen hier zustehenden Raum überschreiten und von unserer eigentlichen Kernfrage zu weit abseits führen würde.

Diese Kernfrage lautet: „Was folgt daraus, wenn wir ein- und dieselbe Institution bei allen oder mehreren der indog. Völker wiederkehren sehen?“ Auf den ersten Blick bieten sich drei verschiedene Möglichkeiten einer Erklärung dieser Tatsache dar: die betreffende Institution kann erstens in die indog. Urzeit zurückgehen und von den einzelnen indog. Völkern in ihre historischen Wohnsitze mitgebracht worden sein; sie kann zweitens später, als die einzelnen indog. Völker schon in ihren historischen Wohnsitzen sassen, durch Entlehnung von Volk zu Volk gewandert sein, und sie kann drittens selbständig auf den einzelnen Völkergebieten aus einer gewissen gleichen Beanlagung

1) Vgl. A. Riese Die Idealisierung der Naturvölker des Nordens in der griechischen und römischen Literatur (Frankfurt a. M. 1875).

2) Vgl. Richard M. Meyer Archiv f. Kulturgeschichte, herausg. von Steinhausen, III, 2. p. 239.

des menschlichen Geistes entstanden sein (vgl. auch oben p. 122).

Haben wir Mittel, um zu entscheiden, welche von diesen an sich möglichen drei Erklärungen in jedem einzelnen Falle anzuwenden ist? Da ist denn zunächst zu sagen, dass wir in der Erörterung dieser wichtigen Fragen überhaupt noch in den Anfängen stehen, und dass erst allmählich die Herausbildung gewisser methodischer Grundsätze zu erhoffen ist. Keinesfalls aber werden sich jemals derartig feststehende und allgemein gültige Regeln ermitteln lassen, dass nach ihnen jeder einzelne Fall in gleicher Weise beurteilt werden könnte. So verwickelt und vieldeutig sind vielmehr die Verhältnisse, um die es sich hierbei handelt, und so sehr wird immer das Einzelne vom Ganzen und das Ganze wieder vom Einzelnen sein Licht erhalten, dass im Grunde jeder Fall seine eigene Regel haben wird.

Immerhin möchte ich glauben, dass schon jetzt eine Reihe wichtiger Gesichtspunkte sich geltend machen lassen. Zunächst wird nämlich eine Übereinstimmung auf dem Gebiete der Institutionen dann die Gewähr indog. Herkunft an sich tragen, wenn zugleich sprachliche Kriterien in ihr enthalten sind, die auf dieselbe hinweisen. So habe ich in meinem Reallexikon u. Brautkauf den Satz aufgestellt, dass die indog. Ehe auf dem Kaufe des Weibes beruhe. Diese Behauptung stützt sich auf folgende Tatsachen: a) sachliche: Die Kaufehe ist bei allen indog. Völkern im Beginn ihrer Überlieferung noch nachweisbar, und erst allmählich tritt an die Stelle des Kaufs eines Mädchens ihre Ausstattung mit einer Mitgift, b) sprachliche: 1. Zahlreiche Wörter für die Mitgift sind aus alten Bezeichnungen des Kaufpreises hervorgegangen, z. B. griech. *ἔδρον*. 2. Es gibt auf mehreren Sprachgebieten Ausdrücke für den Kaufpreis, die dadurch den Eindruck hohen Altertums hervorrufen, dass der Verbalstamm, zu dem sie gehören, auf dem betreffenden Sprachgebiet selbst nicht mehr besteht, z. B. lit. *krieno* : scrt. *krindāmi* = griech. *πράμαι* „ich kaufe“. 3. In der von unsern ersten Grammatikern und Etymologen (J. Schmidt, K. Brugmann, F. Kluge u. a.) aufgestellten Gleichung griech. *ἔδρον* = ahd. *wituma* liegt eine indog. Bezeichnung des Kaufpreises selbst vor.

Gegen diese, wie mir scheint, demnach wohl begründete Annahme, dass die indog. Ehe auf dem Kaufe des Weibes beruhe,

hat sich in neuerer Zeit ein jüngerer, wohlunterrichteter Gelehrter, E. Hermann, in einer besonderen Schrift Zur Geschichte des Brautkaufs bei den indog. Völkern (Wiss. Beilage zum XXI. Progr. der Hansa-Schule zu Bergedorf bei Hamburg 1903/04) gewendet, die in folgenden Sätzen gipfelt: „Es erhebt sich nunmehr die Frage, wie alt die Sitte des Brautkaufs bei den indog. Völkern sein mag. Dass unser Material nicht ausreicht, sie bestimmt zu beantworten, mag folgende Überlegung zeigen. Nehmen wir einmal an, die Überlieferungen der verschiedenen indog. Völker begännen alle erst in der Zeit, in welcher die Kaufehe nicht mehr üblich war, und die Braut schon eine Mitgift erhielt. Dann könnte ein Gelehrter in Jahrhunderten etwa folgenden Schluss ziehen: 'Die Mitgift erscheint bei allen indog. Völkern bereits zu Beginn ihrer Überlieferung; die Mitgift ist also schon urindog. gewesen; eine Stütze erhält der Schluss durch den erhaltenen urindog. Stamm für Mitgift: agls. *weotuma* [slav. *věno*], griech. *ἔδνα*.' Diese Schlussfolgerung wäre, wie wir wissen, verkehrt“ usw. Er fügt dann auf Grund dieser Überlegung die Mahnung hinzu, dass „die indog. Altertumskunde sich hüten müsse, voreilig Schlüsse zu ziehn“. Mir scheinen aber vielmehr die Einwendungen des Verf. zu einer anderen Warnung Veranlassung zu geben. Es dürfte doch einigermaßen bedenklich sein, eine wissenschaftliche Annahme dadurch zu bekämpfen, dass man sich die Beweisgründe, auf denen dieselbe beruht, einfach hinwegdenkt und sich dann ausmalt, welche Fehlschlüsse wir ohne das Vorhandensein dieser Beweisgründe etwa ziehen würden. Diese Skepsis scheint mir denn doch noch über diejenige P. Kretschmers (vgl. oben p. 51), in dessen Bahnen E. Hermann im übrigen wandelt, hinauszugehen und die Warnung, die in Sybels Historischer Zeitschrift (Bd. 91, N. F. LV, 83) offenbar mit Rücksicht auf den ersteren ausgesprochen wird: „In der übergrossen Skepsis, die auf diesem, wie auf anderen Forschungsgebieten in den letzten Dezennien des XIX. Jahrhunderts sich bemerklich machte, lässt sich ein Nachlassen der wissenschaftlichen Kraft gegenüber den grossen geistigen Errungenschaften aus der ersten Hälfte und der Mitte des Jahrhunderts erkennen“, für den letzteren besonders beherzigenswert zu machen.

Glücklicher scheint mir E. Hermann in seinen methodischen Erwägungen der indog. Hochzeitsbräuche (I. F. XVII,

373 ff.) zu sein. In der Tat dürfte noch einige Zeit vergehen, ehe wir instande sein werden, ein indog. Hochzeitszeremoniell zu rekonstruieren, und E. H. hätte nicht verschweigen sollen, dass das in meinem Reallexikon u. Heirat zusammengestellte Material lediglich auf eine Reihe von Punkten hinweisen sollte, „bei denen die Übereinstimmung innerhalb der indog. Völkerwelt eine so weitgehende ist, dass sie zu ihrer Erklärung die Annahme einer gemeinsamen historischen Grundlage zu fordern scheint“. Über solche Zusammenstellungen des Gleichen oder Ähnlichen werden wir ja vorläufig in vielen Fällen überhaupt nicht hinauskommen. Jedenfalls aber sind sie die Vorbedingungen für alle weiteren Erörterungen, bei denen, wie gesagt, immer die Berücksichtigung der sprachlichen Tatsachen eine wichtige Rolle wird spielen müssen. So wird die Sitte der Brautverhüllung schon deshalb auf indog. Boden sehr alt sein, weil das lat. *nubo* „ich heirate“ auf diese in historischer Zeit längst vergessene Grundbedeutung zurückgeht. Dasselbe gilt von der hochzeitlichen Zeremonie der Handergreifung, weil nur unter ihrer Herrschaft der uralte Übergang des germanischen *munt* = lat. *manus* von der Bedeutung „Hand“ zu der von „Schutz oder Gewalt über ein Mädchen“ sich erklärt. Dasselbe gilt auch von dem Brauche der Heimführung, da die Ableitungen von der Wurzel *vedh*, eigentl. „führen“ in zahlreichen indog. Sprachen übereinstimmend zur Bezeichnung der gesetzlichen und feierlichen Verheiratung verwendet werden usw.

Nun werden freilich oft genug solche linguistische Leitsterne bei der Vergleichung der Institutionen fehlen, und wir also bei der Entscheidung für eine der drei oben genannten Möglichkeiten auf sachliche Kriterien angewiesen sein. Gerade hier wird alles von dem grossen Zusammenhang abhängen, in dem sich die einzelne Erscheinung befindet. Im allgemeinen aber wird man behaupten dürfen, dass weniger solche Institutionen, die sozusagen mit Haut und Haar, bei den einzelnen indog. Völkern übereinstimmen und gerade dadurch den Verdacht späterer Entlehnung wachrufen, den besten Anspruch auf die Zuerkennung indog. Herkunft haben, als vielmehr solche, die als organisches Ganze sich nur noch bei den in ihrer kulturhistorischen Entwicklung zurückgebliebenen Völkern, wie Slaven und Litauern, finden, bei den kulturgeschichtlich fortgeschrittenen hingegen nur

noch in mehr oder weniger zusammenhanglosen Spuren vorhanden sind¹⁾. So hat z. B. E. Rohde in seinem ausgezeichneten Buche *Psyche* auf zahlreiche in der griechischen Überlieferung erhaltene Züge eines uralten Totendienstes hingewiesen, die, so wie sie uns im klassischen Altertum erhalten sind, zusammenhanglos und unverständlich erscheinen. Es lässt sich nun unschwer zeigen, dass diese, zusammen mit verwandten bei Indern, Römern, Germanen usw. begegnenden Erscheinungen sich in ein zusammenhängendes und wohl verständliches System des Totendienstes einfügen, das fast unverändert noch in der Gegenwart auf weissrussischem Boden nachweisbar ist (vgl. darüber meine Abhandlung über Arische Religion in *Hastings Dictionary of Religion*). In diesen Zusammenhang gehört ferner eine kleine Arbeit von mir „Totenhochzeit, ein Vortrag gehalten in der Gesellschaft für Urgeschichte“ (Jena 1904), in der ich die attische Sitte, auf dem Grabe der Unverheirateten eine *λουτροφόρος* aufzustellen, auf komparativem Wege zu erklären versucht habe. Wie kam man darauf, auf dem Grabe von Hagestolzen diejenige Art von Wasserkrügen aufzustellen, in der man sonst am Tage oder Vorabend der Hochzeit den Neuvermählten das Wasser zum Brautbad herbeitrug? Die in der genannten Schrift gegebene Antwort lautet: Es ist der Überrest einer bei den slavischen und, wie ich jetzt durch Zeugnisse belegen kann, auch bei den germanischen Völkern (vgl. Hessler Hessische Landes- und Volkskunde II, 152) nachweisbaren Sitte, an den Gräbern Unverheirateter eine förmliche Scheinhochzeit aufzuführen, die ihrerseits wieder eine noch ältere, bei den heidnischen Russen bezeugte Gewohnheit verdrängt hat, dem toten Junggesellen ein wirkliches Mädchen ins Grab oder auf den Scheiterhaufen mitzugeben. Wenn nun eine solche Erklärung auch nicht als unumstösslich sicher gelten kann, namentlich so lange es noch nicht gelungen

1) Über diesen hauptsächlich von V. Hehn (oben p. 35) vertretenen Standpunkt, der von Forschern wie B. Leist (oben p. 49) nicht immer eingehalten wird, habe ich ausführlich in der Vorrede zu meinem Reallexikon p. XXVII f. gehandelt, worauf ich, um Wiederholungen zu vermeiden, hiermit verweise. Mit dem, was Hirt I. F. Anz. XIII p. 8 hiergegen bemerkt, dass nämlich der Standpunkt beider zu billigen sei, indem der „eine hinauf, der andere hinunter blicke“, ist natürlich wenig anzufangen. Hirt wird hoffentlich nun bald zeigen, wohin er blickt.

ist, auf griechischem Boden noch weitere Züge einer solchen Scheinhochzeit nachzuweisen, so glaube ich doch, dass sie die bei weitem wahrscheinlichste von den bisher abgegebenen ist, weil sie den Kernpunkt der ganzen Frage: das Brautbad auf dem Hagestolzengrab, mit einem Schlag erklärt¹⁾.

Derartigen Zügen höchsten Altertums gegenüber stellt z. B. eine andere Hochzeitssitte, die der noch einige Zeit nach der Hochzeit geübten Enthaltssamkeit vom Beischlaf (Reallexikon p. 360), aus inneren Kriterien wahrscheinlich eine spätere, vielfach wohl erst durch das Christentum verbreitete Einrichtung dar, eine Annahme, bei der ich mich diesmal in erfreulicher Übereinstimmung mit E. Hermann (I. F. XVII, 385) befinde.

Ich verzweifle also keineswegs daran, dass es mit der Zeit immer mehr gelingen wird, indogermanische Institutionen auch

1) Wenn sich Paul Stengel (Wochenschrift f. klass. Phil. 1905 Nr. 18) durch meine Ausführungen nicht überzeugt fühlt, so ist dies natürlich sein gutes Recht. Wenn er aber die Sitte der Lutrophorenaufstellung wiederum, wie schon Frühere, aus der im Altertum bezeugten Gewohnheit, allen Toten am oder im Grabe ein Bad aufzustellen, ableitet, einer Gewohnheit übrigens, die auch bei den Litauern ähnlich wiederkehrt (vgl. *Lasicius De diis Samagitarum* p. 50: *Iisdem feriis mortuos e tumulis ad balneum et epulas invitant totidemque sedilia, mantilia, indusia, quot invitati fuerunt, in tugurio eam ad rem praeparato ponunt, mensam cibo, potu onerant*), so finde ich, dass auch er über die ihm bei seiner Ansicht obliegende Erklärung, warum die Lutrophorenaufstellung in Attika auf die Gräber von Unverheirateten beschränkt worden sei, mit einer ziemlich nichtssagenden Bemerkung hinweggleitet: — Auch was P. Stengel a. a. O. über die Opferung der Polyxene am Grabe des Achilleus, die ich als sagenhaftes Beispiel einer griechischen Totenhochzeit aufgeführt hatte, sagt, vermag keine Instanz gegen meine Ausführungen zu bilden. Natürlich wurde P. geopfert, um die *μήνις* des Achilleus durch die Weihung eines *γέρας* zu beschwichtigen; aber dieses *γέρας* ist und bleibt ein Mädchen, und Achilleus ist ein Hagestolz. Wenn schliesslich Stengel einen Beweis dafür fordert, dass „irgendwann und irgendwo auch der hingeschiedenen Jungfrau ein Jüngling geopfert worden sei, während die Lutrophoros doch ebenso gut auf dem Grabe von Mädchen stand“, so ist dies eine Forderung von etwas ganz undenkbarem, und der Kritiker ist sich dabei nicht der grundverschiedenen Stellung von Mann und Weib in der Urzeit bewusst gewesen. In milderer Zeiten aber stand natürlich nichts im Wege, wie bei der germanisch-slavischer Scheinhochzeit, so auch bei der Aufstellung der Lutrophore Jüngling und Jungfrau gleich zu bedenken.

auf rein sachlichem Wege zu ermitteln. Nur muss man sich dabei von der seltsamen Vorstellung frei machen, dass eine solche indog. Institution, d. h. eine von den Indogermanen zur Zeit vorhistorischer Zusammenhänge getroffene Einrichtung durchaus etwas speziell indogermanisches, d. h. etwas ausschliesslich den Indogermanen eigentümliches vorstellen müsse. Am unzweideutigsten finde ich diese Anschauung von W. Streitberg im Lit. Zentralblatt 1902 Nr. 50 ausgesprochen: „Die Hauptschwierigkeit“, heisst es hier, „liegt heute für uns darin, dass das Bild der indog. Kultur der individuellen Züge fast ganz beraubt ist. Denn immer klarer und schärfer sehen wir, wie die indog. Stämme im Bannkreis der vorderasiatisch-ägyptischen Kultur stehen, wenn auch fern von ihren Brennpunkten, nur in der Peripherie ihrer Machtsphäre. Wäre es uns aber überhaupt möglich, diese uralten Einflüsse zu eliminieren, so wäre damit nicht allzuviel gewonnen; es bliebe eine mehr oder minder grosse Masse von Zügen übrig, die einer ganzen Zahl primitiver Völker gemeinsam zu sein scheinen, deren Ausgangspunkt und Wanderungsbahnen wir aber vielleicht niemals ermitteln können. Es ist daher im Grunde genommen unrichtig, der Sprachverwandtschaft zu Liebe eine Isolierung vorzunehmen und von einer „indogermanischen“ Kultur zu reden, die es streng genommen gar nicht gibt.“ In dieser Auseinandersetzung, bei der sich der Verf. schwerlich bewusst gewesen ist, dass er mit ihr die eine Hälfte des Programms der von ihm selbst mitherausgegebenen Z. für indogermanische Sprach- und Altertumskunde (vgl. oben p. 50) hinfällig machen würde, scheint mir die Grundlinie der ganzen Frage verrückt zu sein. Was wollen wir eigentlich? Von dem Begriff der indog. Ursprache (Kap. I) müssen wir, wie in Kap. II gezeigt ist, auf die Existenz eines indog. Urvolks schliessen. Dieses indog. Urvolk muss eine höhere oder niedere Kultur besessen haben. Diese wollen und können wir mit Hilfe der Sprach- und Sachvergleichung erschliessen. Inwiefern, frage ich, kann es uns hierbei stören, wenn wir erkennen, dass eine der so als indog. erwiesenen Institutionen und Realien, z. B. das Kupfer, schon in der Urzeit aus vorderasiatisch-ägyptischem Kulturkreis entlehnt wurde, oder wenn wir wahrnehmen, dass derselbe Kulturgegenstand oder dieselbe Institution, etwa der Brautkauf oder der Ahnenkultus, auch bei anderen Völkern vorkommen?

Wenn wir aus abd. *muniz* und agls. *mynet* ein altgermanisches **munīta* „Münze“ erschliessen, das schon vor der Auswanderung der Angelsachsen bestanden haben muss, wird dieser Schluss durch die Erkenntnis hinfällig, dass dieses **munīta* selbst erst aus dem Lateinischen (*monēta*) entlehnt ist? Oder wenn wir aus den romanischen Sprachen uns ein Bild vom Gesamtwörtertschatz „der römischen Vulgärsprache mit seinen auf die nächstliegenden Dinge, Bedürfnisse, Beschäftigungen, Wahrnehmungen sich beziehenden Benennungen machen können“ (Gröber), ist dieses Bild trügerisch, weil dieselben Dinge, Bedürfnisse, Beschäftigungen, Wahrnehmungen auch bei anderen Völkern, etwa bei den Griechen, wiederkehren? Was heisst überhaupt „individueller Zug“? Ist es kein individueller, d. h. für die Indogermanen charakteristischer Zug, wenn wir erkennen, dass sie ausser den Seelen der Verstorbenen den Himmel und die Elemente verehrten, wenn wir sehen, dass eine ausgeprägte Vaterfamilie verbunden mit Vielweiberei den Grundpfeiler ihrer Familienordnung bildete, wenn wir wissen, dass ihre Viehzucht Pferd und Kuh, Schaf, Ziege und Hund, aber noch nicht Katze, Esel und Maultier umschloss usw.? Liegen denn bei anderen Völkerfamilien, z. B. bei den Semiten oder Finnen oder Turko-Tataren bereits genügende Untersuchungen vor, die uns befähigten, der indogermanischen ein Bild der semitischen, finnischen oder turko-tatarischen Urkultur gegenüberzustellen und so uns schon jetzt ein Urteil über das Individuelle oder nicht Individuelle der indog. Kultur zu erlauben?

Allein man sieht ja, worauf dies alles hinausläuft. Die indog. Altertumskunde, die sich mit breiten Füßen auf den historisch-kohärenten und darum festen Boden der indog. Völkerwelt stellt, soll aufgegeben werden zugunsten derjenigen blendenden und populären Wissenschaft, die von den Steppen Asiens in die Urwälder Amerikas und von den Urwäldern Amerikas in die Sandwüsten Afrikas schweift, um, wie man sich ausdrückt, „allgemeine Entwicklungsstufen der Menschheit“ zu ermitteln. Ich will den Wert des auf diese Weise durch die vergleichende Völkerkunde zusammengebrachten Materials auch für die Beurteilung der indog. Altertümer nicht gering schätzen. Wogegen ich mich sträube, ist, dass man die so erzielten wirklichen oder vermeintlichen Ergebnisse auch dann auf die indog. Völker über-

trägt, wenn unzweideutige Tatsachen gegen eine solche Übertragung sprechen, oder wenn man die indog. Altertumskunde zur Erörterung von Problemen anregen will, die mit ihr durchaus nichts zu tun haben. Wiederum ist es W. Streitberg, gegen den ich mich wenden muss. Dieser tadelt es a. a. O., dass ich in meinem Reallexikon aus der ethnographischen Literatur nur Einzelheiten aufgeführt habe, statt den Geist dieser Werke, wie er sich ausdrückt, auf mich wirken zu lassen. „Ed. Hahns wertvolles Buch über die Haustiere, seine Skizze über Demeter und Baubo sind nicht im entferntesten erschöpft. Wäre dies der Fall, so hätten die wichtigen Artikel über Ackerbau und Viehzucht ein wesentlich anderes Aussehen erhalten.“ Wir sind daher verpflichtet, uns diese beiden Werke mit Rücksicht auf den Wert, den sie für die indog. Altertumskunde haben können, etwas näher anzusehen. Ein Grundgedanke des erstgenannten Hahnschen Buches über die Haustiere beruht in dem auf den eben geschilderten Pfaden der Vergleichenden Völkerkunde gewonnenen Satz, dass die älteste Wirtschaftsform des Menschen ein sogenannter „Hackbau“ gewesen sei, d. h. eine Agrikultur, die nur mit der Hacke arbeitete und von den Getreidearten nur die Hirse kannte¹⁾.

1) Leider steht es mit der Begründung dieses Satzes durch die Urgeschichte sehr schlecht. Ed. Hahn beruft sich in Demeter und Baubo p. 9 hierfür auf die Schrift Oswald Heers Pflanzen der Pfahlbauten (Zürich 1865). Nach Ed. Hahn verdankten wir nämlich O. Heer die Erkenntnis, „dass eine unserer Getreidearten (die Hirse) bereits vor der Einführung des Pflugs und vor der allgemeinen Verbreitung des Rindes als Zugtier von den ältesten Bewohnern der Pfahlbauten auf Feldern gebaut wurde, die nur mit der Hacke bestellt waren“. „Es handelt sich hier darum, dass die Hirse zu einer Zeit auftaucht, in der von Rind und Pflug noch nicht die Rede ist. Diese Entdeckung (Heers) widersprach aber dem Schema und wurde wohl deshalb vernachlässigt.“ Hierbei sind aber die Angaben Heers durch Ed. Hahn in ganz unzulässiger Weise beschnitten und aufgebauscht worden; denn erstens weiss jeder, was von Heer natürlich auch nicht geleugnet wird, dass das Hausrind schon in den ältesten Pfahlbauten bekannt war, zweitens würde genau dasselbe, was Hahn von der Hirse behauptet, auch von den ebenso früh in den Pfahlbauten nachweisbaren Weizen- und Gerstearten gelten, und drittens äussert sich Heer über die Frage der damals gebrauchten Ackerbaugeräte p. 7 nur in folgender äusserst vorsichtigen Weise: „Über die Werkzeuge, mit welchen das Feld bestellt wurde, wissen wir leider wenig . . . Den Pflug scheinen

Auf diesen Satz hatte ich, als möglicherweise für die indog. Altertumskunde wichtig, bereits in einer ausführlichen Rezension des Hahnschen Buches (Zentralbl. f. Anthrop. etc. 1898 p. 26) hingewiesen und habe auch in meinem Reallexikon p. 11 gewisse sprachliche Tatsachen als vielleicht — mehr kann man keinesfalls sagen — so erklärlich besprochen. Hinsichtlich dieses Buches ist der Vorwurf Streitbergs also solange ungerechtfertigt, als er mir nicht nachweist, dass dasselbe noch andere für die indog. Altertumskunde wichtige und von mir nicht berücksichtigte, gesicherte Erkenntnisse enthält. Ich komme nun zu „Demeter und Baubo“, Versuch einer Theorie der Entstehung unseres Ackerbaues von Ed. Hahn (Lübeck, Selbstverlag des Verfassers, 1896?). „Es war einmal eine Zeit“, so kann man etwa den Inhalt dieses wunderlichen Büchleins zusammenfassen, „da gab es nur wilde Rinder mit grossen Hörnern, die die Menschen an die Hörner ihres vielverehrten Mondes erinnerten. Solche Rinder opferte man daher dem Monde und fing sie, um sie immer zur Hand zu haben, ein. So wurden sie allmählich gezähmt. Es war ferner einmal eine Zeit, da gab es auch noch keine Wagen, wohl aber Spinnwirtel mit einer Scheibe, die der grossen Mutter der Natur und der Zeugung heilig waren. Zwei oder vier solcher Spinnwirtel verband man nun durch eine Achse und erhielt so zuerst einen ganz kleinen niedlichen Götterwagen, nach dessen Muster später grosse gebaut wurden, die, von Ochsen gezogen, die Göttin zum Tempel fuhren. So entstand der Wagen. Es war endlich einmal eine Zeit, da gab es auch noch keinen Pflug, wohl aber Ochsen und die Hacke, die eine überraschende Ähnlichkeit mit einem aufgerichteten Phallus hatte. Der Ochse aber war der heilige Diener der grossen Erdmutter. Diese wollte man zur Fruchtbarkeit zwingen. Darum spannte man den Ochsen vor die Hacke. So entstand aus Ochse und Hacke der Pflug.“ Nun gebe ich ja zu, dass dies alles im allerhöchsten Grade geistreich und wahrscheinlich sei. Gewiss, es kann gar nicht anders gewesen sein. Aber ich möchte doch W. Streitberg fragen, was dies alles mit der indog. Altertumskunde zu tun hat, die zu einer Zeit einsetzt, als Hausrind, Wagen und Pflug längst bekannt

sie nicht angewendet zu haben. Der Boden wurde wahrscheinlich durch scheibenförmige, in der Mitte mit einem Stiel versehene Schaufeln und durch aus Hirschhorn gefertigte Kärste . . . umgegraben.“

waren und muss es ihm überlassen, „den Geist derartiger Werke auf seine Auffassungsweise weiter wirken zu lassen“.

Welche Verwirrungen in den Anschauungen der Indogermanisten das durch die vergleichende Völkerkunde an mehreren Stellen der Erde nachgewiesene Mutterrecht, von dem man allzusehr annahm, dass es auch bei den Indogermanen gegolten haben müsse, angerichtet hat, habe ich an dem Beispiel Hirts in meinem Reallexikon p. XXXIV gezeigt. Wie schwer es aber ist, sich von der Wirkung derartiger durch die vergleichende Völkerkunde in die Kulturgeschichte geworfener Schlagwörter frei zu machen, mögen zum Schluss zwei in methodologischer Hinsicht sehr lehrreiche Stellen zeigen, die sich in W. Wundts Völkerpsychologie I², 2, 536 f. u. 643 finden. Wundt weist zunächst mit Recht darauf hin, dass der Bedeutungswandel der Wörter auf bestimmte geschichtliche Bedingungen zurückgeführt werden könne: „So beruht der Wechsel gewisser Verwandtschaftsbezeichnungen sichtlich auf Veränderungen in dem Leben und den Rechtsverhältnissen der Familie, die in eine sehr frühe Zeit zurückreichen. In dieser Zeit bezeichnet der Schwager nur den Bruder der Frau, der Oheim den Bruder der Mutter (*avunculus*), im Gegensatz zum Vatersbruder oder Vetter (*patruus*), der anfänglich von den andern Angehörigen der väterlichen Sippe nicht unterschieden wird. Diese Bevorzugung des Mutterbruders durch die Sprache lässt sich aber kaum anders denn als eine Nachwirkung des alten Mutterrechts deuten, auf dessen einstige Geltung auch für die germanischen Stämme gerade diese Verwandtschaftsnamen hinweisen. Dem entspricht es, dass jene Unterscheidung dahinschwand, als die Sitte die Verwandten beider Ehegatten in gleiche Ferne rückte: Schwager und Oheim wurden nun auf die entsprechenden Verwandtschaftsglieder beider Seiten ausgedehnt, der Vetter aber ging — darin blieb eine Nachwirkung der früheren Stufe erhalten — auf entferntere männliche Verwandte überhaupt über.“ An der zweiten Stelle (p. 643) wird über die angebliche Unsicherheit kulturhistorischer Schlüsse aus dem Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Wörtern (vgl. schon oben p. 164) gesprochen. Nur die Verwandtschaftswörter wiesen auf das Bestehen einer gewissen Familienorganisation in der Urzeit hin. „Doch sobald man nun von diesen Namen auf die Organisation der Familie oder auf

sonstige Sitten zurückgehen will, so versagen die Zeugnisse. So ist vor allem die charakteristische Stellung des Mutterbruders, wie sie bei vielen der westlichen Indogermanen in Sitte und Überlieferung zweifellos vorhanden war, als kein ursprünglich gemeinsamer Besitz nachzuweisen. Da aber andererseits der Vaterbruder (*patruus*) bei den verschiedenen Völkern in seiner Bedeutung zwischen dem engeren Begriff und dem weiteren eines männlichen Verwandten überhaupt schwankt, so zerfließt auch dieses Bild der urindogermanischen Familienorganisation völlig ins Unbestimmte.“ Leider sind nun aber die sprachlichen Tatsachen, auf die sich diese Ausführungen stützen, fast durchweg irrig aufgefasst. Es ist nicht richtig, dass Schwager ursprünglich nur den Bruder der Frau bezeichnet habe. Dieses übrigens späte Wort war vielmehr von Haus aus eine Kollektivbezeichnung für Heiratsverwandte jeder Art. In dem heutigen Gebrauch des Wortes liegt daher keine Erweiterung, sondern vielmehr eine Einschränkung der ursprünglichen Bedeutung vor (vgl. meinen Aufsatz Über Bezeichnungen der Heiratsverwandtschaft bei den indog. Völkern I. F. XVII, 11 ff.). Es ist ferner nicht richtig, dass das Wort Vetter ursprünglich alle Angehörigen der väterlichen Sippe bezeichnet habe. Ahd. *fetiro* = serb. *pitj'vya*, griech. *πάτριος*, lat. *patruus* war vielmehr in der Ursprache eine feste Bezeichnung des Vaterbruders, die im Deutschen erst verhältnismässig spät (vgl. I. F. XVII, 15) die gegenwärtige Bedeutung angenommen hat. In dieser können daher nicht die Spuren einer früheren allgemeineren Bedeutung des Wortes erhalten sein, und die Bedeutungsgeschichte des Wortes Vetter kann in keiner Weise darauf hindeuten, „dass in die matriarchalische Ordnung zugleich die ursprüngliche „Männergesellschaft“ hineinreichte“ (p. 537¹). Gegenüber dem indog. Ausdruck für Vaterbruder „lässt sich eine gemeinsame Urform für die Namen des mütterlichen Oheims nicht erschliessen“ (Delbrück Verwandtschaftsnamen p. 123), was aufs beste zu meiner Annahme stimmt, dass der letztere in der Urzeit, die eben ganz und gar unter Herrschaft des Vaterrechts stand, noch keine Rolle gespielt habe. Endlich ist auch der Gebrauch des Wortes Oheim für das alte *fetiro* „Vaterbruder“ (ebenso wie für Neffe) ein ganz später. So sehr sehen wir also Wundt unter dem Einfluss der durch die vergleichende Völkerkunde verbreiteten Mutterrechtstheorien

stehen, dass er die klar und deutlich für ein ursprüngliches Vaterrecht zeugenden, von Delbrück und mir beigebrachten sprachlichen Tatsachen erst fälschlich umdeutet, und dann wieder auf Grund dieser fälschlichen Deutungen ungünstige Schlüsse auf die Beweiskraft sprachlicher Tatsachen zieht.

So muss ich also dabei beharren, dass, wenn wir die historische Entwicklung einer Institution bei einem der indog. Völker feststellen wollen, wir zur Vergleichung jedenfalls in erster Linie die verwandten indog. Völker heranziehen müssen, deren kulturgeschichtliche Verhältnisse auch den grossen Vorteil bieten, dass wir sie im Zusammenhang überschauen können, während die vergleichende Völkerkunde uns dagegen allzuoft mit der flüchtigen Notiz eines Reisenden oder Missionars abspeist, die im Zusammenhang betrachtet mit dem übrigen Leben des betreffenden Volkes, vielleicht ein ganz anderes Aussehen haben würde.

Wie ich mir dieses Verfahren in praxi denke, habe ich in meiner Schrift *Die Schwiegermutter und der Hagestolz*, eine Studie aus der Geschichte unserer Familie¹⁾ (Braunschweig 1904) zu zeigen versucht, die wesentlich in der Absicht geschrieben wurde, an einem Beispiel darzutun, innerhalb welcher Grenzen die Indog. Altertumskunde von der ethnologischen Forschung Gebrauch machen kann und soll.

1) Vgl. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1905.H. 1 (F. Hartmann), Archiv f. Kulturgeschichte III, 2 (R. M. Meyer), Wochenschr. für klass. Philöl. 1904 Nr. 51 (F. Harder), Globus LXXXVII Nr. 16 (Karl Rhanm), Hessische Blätter für Volkskunde IV, 1 (O. Lauffer), Deutsche Litz. 1905 No. 1 (H. Michel).

X. Kapitel.

Die indogermanische Altertumskunde.

Die indog. Altertumskunde und die indog. Sprachwissenschaft. Beide sollen in erster Linie die historischen Tatsachen erklären. Der Wert der Rekonstruktion vorhistorischer Kulturzustände für die indog. Altertumskunde.

Die linguistische Paläontologie als selbständiger Wissenszweig ist tot; aber der Tochter, der sie das Leben gegeben hat, ist, wenn nicht alles trägt, ein längeres und fruchtbareres Dasein beschieden. Wenn wir hier noch einmal die Bedeutung dieser jungen Wissenschaft der indog. Altertumskunde ins Auge fassen, so kann dies am besten im vergleichenden Hinblick auf die indog. Sprachwissenschaft geschehen, in Zusammenhang mit deren Fragen und Aufgaben sie sich, wie in der ersten Abhandlung dieses Werkes gezeigt ist, allmählich aus einer blossen Appendix der Sprachvergleichung zu einem Wissenszweig mit selbständigen Zielen und Wegen entwickelt hat.

Als man damit anfing, das Griechische und Lateinische mit dem Sanskrit, ja mit den Sprachen „barbarischer“ Völker wie der Germanen und Slaven zu vergleichen, waren diese neuen Bestrebungen, wie natürlich, mancherlei Angriffen und Verspottungen ausgesetzt. *Sanscritice balbutiunt, latine nesciunt*, sagte einer der Wortführer dieser Opposition und wollte damit sagen, dass es nicht gut sei, den festen Boden der grammatischen Überlieferung der klassischen Sprachen zum besten, wie es schien, unfruchtbarer und haltloser Vergleichen mit weltfernen oder barbarischen Idiomen zu verlassen. Derartige Anschauungen sind gegenwärtig verstummt oder wagen sich wenigstens nicht mehr

an das Licht des Tages. Man hat erkannt, dass die letzten und wichtigsten Fragen, die die griechische oder lateinische Grammatik aufgibt, nur durch Vergleichung mit den verwandten Sprachen beantwortet, und dass nur auf diesem Wege allgemeine Gesetze sprachlichen Wesens und Werdens erkannt werden können.

Dasselbe ist der Fall hinsichtlich der indog. Altertumskunde. Zu welchem der indog. Völker und auf welches Gebiet ihrer Kultur wir uns immer wenden mögen, überall finden wir schon am Anfang ihrer Geschichte eine Fülle von Einrichtungen und Gebräuchen, die auf eine Jahrtausendalte Vergangenheit hinweisen, und die, von der einheimischen Überlieferung nicht oder nur halb verstanden, nur durch die Vergleichung mit den Zuständen der verwandten Völker in den richtigen Zusammenhang und in die richtige Beleuchtung gerückt werden können. Nur auf diesem Wege können, wie dort sprachliche, so hier kulturgeschichtliche Entwicklungsreihen erkannt werden.

Es ergibt sich hieraus, dass es hier wie dort die Erklärung der historischen Tatsachen, und nicht die Rekonstruierung eines prähistorischen Sprach- oder Kulturzustandes ist, auf die die Bestrebungen der beiden Wissenschaften in erster Linie gerichtet sind. Diese Auffassung leitete mich bei der Anlage meines Reallexikons, und ihr habe ich in der Vorrede zu diesem Werk p. XXXVI den folgenden Ausdruck gegeben:

„Doch soll bemerkt werden, dass die Rekonstruktion vorgeschichtlicher Zustände, die bei dem dehnbaren Charakter von Ausdrücken wie Urvolk, Urzeit, Ursprache immer etwas fiktives behalten wird, in dem vorliegenden Werk weniger Selbstzweck als Hilfsmittel zur Erklärung der geschichtlichen Verhältnisse sein soll, von denen es ausgeht. Wie auf dem Gebiete der Grammatik die Erschliessung der indog. Ursprache nicht dazu dienen soll, indog. Fabeln oder Zaubersprüche in ihrer urindog. Sprachform zu ermitteln, sondern das Verständnis der geschichtlich überlieferten Sprachformen zu ermöglichen, so erhält auch die Indogermanische Altertumskunde ihren eigentlichen Wert nicht dadurch, dass sie die Gesittung eines im Innern Asiens oder Europas gedachten Urvolks erschliesst, sondern dadurch, dass sie die Basis bildet, auf der das Verständnis der historischen Kulturen der indog. Einzelvölker möglich wird.“ Ich freue mich daher,

dass die Kritik diesen Grundgedanken meines Werkes im allgemeinen richtig erkannt und gebilligt hat, z. B. M. Winternitz (a. o. p. 52 a. O. p. 194), der sich folgendermassen darüber äussert: „In diesem Werke hat Schrader allen Zweifeln und Bedenken gegenüber den Ergebnissen der indog. Altertumskunde dadurch die Spitze abgebrochen, dass er sich damit bescheidet, die einzelnen Kulturerscheinungen auf ihre frühesten Wurzeln zurückzuführen, ohne ein zusammenhängendes Bild der Kultur der „Urzeit“ zu entrollen. Gerade die bescheidene Form eines Reallexikons eignete sich am besten zur Darstellung unseres noch so vielfach der Ergänzung und des Ausbaues bedürftigen Wissens von der Entwicklung der indog. Kultur.“ Unklar ist es mir daher, mit welchem Recht E. Hermann in seiner schon im vorigen Kap. genannten Schrift Zur Geschichte des Brautkaufs es als mein Hauptziel bezeichnen kann, „Bilder urindogermanischen Lebens zu entrollen.“

In der Tat liegt in dem Bestreben, die Wurzeln einer gegebenen kulturhistorischen Tatsache aufzudecken, gleichviel ob dieselben mehr oder weniger tief in den Erdboden eingreifen, mehr oder weniger verzweigt sind, die eigentliche Aufgabe der indog. Altertumskunde. Die Analogie mit der indog. Sprachwissenschaft ist hier eine vollkommene. Das griechische Augment kehrt bekanntlich nur im Altindischen und im Armenischen wieder, und doch kann dieser Umstand den vergleichenden Grammatiker in keiner Weise verhindern, die Eigenart dieser Bildung an den Erscheinungen der genannten drei Sprachen zu studieren. Ebenso ist es auf dem Gebiet der indog. Altertumskunde. Die Verbindung des indog. Wortes für Himmel mit dem indog. Wort für Vater kommt in einer den Verdacht späterer Zusammenrückung ausschliessenden Weise gleichwohl nur im Sanskrit, Griechischen und Lateinischen (*Dyâus pitâ*, *Zeûs πατήρ*, *Juppiter*) vor. Für das Verständnis dieser drei Göttergestalten bei den betreffenden Einzelvölkern ist dieser Umstand ohne durchschlagende Bedeutung. In einem bekannten Vers des Rigveda wird gesagt, dass Ushas (die Morgenröte) den Menschen ihren Busen entblösst, gleichwie ein Mädchen, dem der Bruder fehlt, dem Manne dreister sich ergibt“, und in einem Vers der Ilias (XVIII, 85) ist von einem „Hineinwerfen“ (*ἐμβαλεῖν*) des Mädchens in das Bett des Mannes bei der Hochzeit die Rede.

Beide Äusserungen sind auf dem Boden, auf dem sie uns begegnen, unverständlich. Erst die indog. Altertumskunde rückt sie in den rechten Zusammenhang. Sie weist nach, dass die Auffassung des Bruders als des Tugend- und Keuschheitswächters der Schwester noch bei den heutigen Weissrussen so stark ausgebildet ist, dass, wenn am Morgen nach der Hochzeit die junge Frau nicht ihr blutbeflecktes Hemd aufweisen kann, ihrem Bruder zur Strafe dafür ein Halfter um den Hals gelegt wird, in dem er sich an den Tisch setzen muss¹⁾. Sie zeigt ferner, dass es sich bei dem homerischen Vers zweifellos um eine uralte, in Litauen und in Deutschland wohl bezeugte Hochzeitssitte handelt, der zufolge die Braut in der Hochzeitsnacht mit wirklicher oder scheinbarer Gewalt dem Manne zugeführt wird²⁾. Selbstverständlich wird sich der Forscher bemühen, die hier in Frage stehenden Anschauungen und Gebräuche in möglichst weiter Ausdehnung auf indog. Boden nachzuweisen; aber für das richtige Verständnis der indischen und griechischen Stelle wird schon das bis jetzt darbietbare ausreichend sein.

Gleichwohl soll nicht geleugnet werden, dass die Rekonstruktion auf dem Gebiet der indog. Altertumskunde eine andere Rolle spielt als auf dem der indog. Sprachwissenschaft; doch ist hinzuzufügen, dass sie diese andere Rolle nicht nur spielen darf, sondern auch spielen muss. Es sind zweifellos verschiedenartige Unternehmungen, ein indog. Paradigma und den Kulturzustand eines Volkes zu erschliessen. Der Unterschied liegt in dem verschiedenen Anteil, den an diesem beiderseitigen Beginnen die ergänzende und zusammenfassende, die kombinierende — Phantasie des Forschers hat. Im Gegensatz zu den früheren ist dem heutigen Sprachforscher (vgl. Delbrück Einleitung⁴ p. 125) die Urform, die er aufstellt, nichts als das „reine Produkt seiner Vergleichung“ und die Zusammenrückung solcher Urformen zu

1) Vgl. Šejn im Sbornik der Abt. für russische Sprache und Literatur d. Kais. A. d. W: LI No. 3 p. 179 f.

2) Vgl. meine Schrift Totenhochzeit p. 29, 38; dazu F. Friese Historische Nachricht von den merkwürdigen Ceremonien der Altenburgischen Bauern 1703 (1887) p. 14: „Was ist des Braut-Dieners Verrichtung? Nachdem er nebst etlichen Anverwandten und Gästen die Braut zu Bette geführt, ziehet er ihr in der Kammer den Stiefel oder Schuh aus, pflaget auch die Zöpfe auszuflechten, endlich wirft er die Braut annoch angekleidet in das Braut-Bette.“

einem Paradigma eine rein äusserliche und fast mechanische Arbeit, bei der eine Tätigkeit seiner Phantasie den Forscher eher stören als fördern könnte. Kein Geschichtsschreiber aber — er mag nun die Menschen und Zustände des XIX. Jahrhunderts nach Christo oder des IV. Jahrtausends vor Christo schildern — kann derjenigen Kraft seines Geistes entbehren, die die einzelnen Tatsachen, die seine Quellen darbieten, zu grossen, in letzter Instanz nur durch eine gewisse Intuition erfassbaren und aktenmässig nicht belegbaren Zusammenhängen vereinigt — der Phantasie, natürlich einer mit dem Tatsächlichen durchtränkten und durch dieses geläuterten und geklärten Phantasie. In diesem Sinne wird und muss auch der indog. Altertumsforscher es immer aufs neue versuchen, Rekonstruktionen der vorhistorischen Verhältnisse vorzunehmen, Rekonstruktionen, die nach 50 Jahren auf Grund neuer Quellen und Überlegungen vielleicht andere als heute sein werden, zu denen aber der menschliche Trieb nach Erkenntnissen und Erkenntnis immer aufs neue drängen wird. Es mag ja sein, dass es Forscher gibt, die ein solches Bedürfnis niemals empfinden und sich auf ewig mit den Einzelheiten begnügen. Dann haben sie wohl die Teile in ihrer Hand: „Fehlt leider nur das geistige Band“!

Autorenverzeichnis

zu Abhandlung I und II.

- Adelung J. Chr. 3—6, 9, 101.
Allen F. 31.
Allen G. 205.
Ammon O. 121.
Anderson 125.
Anquetil-Duperron 9.
Arcelin 109.
Ascoli 71.
Bacmeister A. 30, 205.
Bartholomae 46, 48, 76, 182, 184.
Beermann E. 80.
Benfey Th. 6, 7, 16, 30, 42—45, 46,
77, 92, 95, 111, 179, 187.
Berneker E. 46.
Bernhöft F. 49.
Bertillon 108.
Bezenberger A. 46, 48, 114.
Biedenkapp G. 121.
Böhlingk O. 27, 185.
Bopp F. 7, 8, 20, 21, 147, 181.
Bradke P. v. 48, 75, 187.
Braun F. 83.
Braune W. 69.
Bréal M. 90.
Bremer O. 129.
Broca 108.
Brückner A. 52, 84, 197.
Brückner A. 151, 214.
Brugmann K. 48, 50, 74, 75, 134,
135, 138, 140, 141, 147, 168, 171,
178, 181, 216.
Bruinier J. W. 127, 128.
Brunnhofer H. 95.
Buchholz E. 162.
Budilowitsch A. (s. Nachtr.).
Buschan G. 140.
Candolle A. de 28.
Colebrooke H. Th. 15.
Crawford J. 14.
Cuno J. G. 41, 97, 98.
Curtius E. 62.
Curtius G. 40, 46, 71, 79.
Curzon A. 9, 88.
Delbrück B. 48, 76, 143, 187, 202,
226, 227, 231.
Delitzsch F. 103.
Deniker J. 148.
Diefenbach L. 79.
Diez 84.
Donner 125.
Duncker M. 62.
Ebel H. 60, 61, 68, 81, 82, 84.
Ecker A. 110.
Eichhoff F. G. 15.
Engler A. 34.
Ermann 79.
Ernesti 77.
Ewers 214.
Fick A. 30, 33, 41, 46, 47, 59, 62,
63, 71, 73, 92, 99, 185, 187, 212
(vgl. auch die Nachträge).
Fischer v. 109.
Förstemann E. 30, 62, 63.
Förster M. 51.
Forrer R. 212.
Franz W. 82.
Friese F. 231.
Geiger L. 93—95, 117, 205.
Geiger W. 48, 62, 89, 150, 187.
Gerland G. 41.
Géry R. 114.
Gesenius 77.
Gheyn J. van den 96, 114, 116, 129.
Goetze A. 121—123.
Grassmann H. 59.
Grimm J. 13, 18—20, 50, 200.
Grisebach A. 161.
Gröber 222.
Gruppe O. 189.
Güterbock 84.
Hahn Ed. 223, 224.
Harder F. 227.
Harlez de 109.
Hartmann F. 227.
Hassencamp R. 62.
Haug M. 89.
Havet 71.
Heer O. 223, 224.
Heeren 9.
Hehn V. 34—40, 44, 47, 48, 50, 51,
99—101, 154, 188, 219.
Helbig W. 42, 43.
Helm K. 129, 155, 212 (s. d. Nachtr.).
Henry V. 52.

- Herder 9.
 Hermann E. 217, 218, 220, 230.
 Hessler 219.
 Hirt H. 49, 52, 75, 121, 126, 162,
 164, 165, 175, 195, 219, 225.
 Höfer A. 15, 99.
 Hörnes M. 123.
 Hoffmann O. 52.
 Holder 84.
 Hommel F. 78, 104, 105, 114.
 Hoops J. 129, 207. (s. d. Nachträge).
 Horn P. 76.
 Hübschmann H. 46, 72, 73, 76, 77.
 Huxley 128
 Jagić V. 152.
 Ihering R. v. 50.
 Jolly J. 71, 92.
 Jones W. 7, 8.
 Jubainville (s. d. Nachträge).
 Justi F. 28, 29, 33, 59, 76, 88, 114,
 185.
 Kennedy V. 22.
 Kiepert H. 62, 86, 89, 90, 101, 102,
 Kirchhoff A. 114.
 Klaproth J. v. 7, 11—13.
 Kluge F. 46, 63, 82, 84, 213, 216.
 Kneisel B. 62.
 Köppen Fr. Th. 125—127.
 Körting G. 84.
 Kossinna G. 51, 117—124, 212.
 Kotljarevskij A. A. 63.
 Krause E. 117, 206.
 Krek G. 25, 63.
 Kremer A. v. 103.
 Kretschmer P. 51, 75, 116, 128,
 134—136, 145, 152, 154, 156, 165,
 169—171, 175, 176, 191—195, 217,
 (vgl. d. Nachtr.).
 Kříž M. 211.
 Kruger J. 114.
 Kuhn A. 16—24, 28, 31, 33, 50, 177,
 183.
 Lagarde P. de 77, 197.
 Lapouge de 114.
 Lassen Ch. 12, 13, 25, 28, 89, 90.
 Latham R. G. 90, 91.
 Lauffer O. 227.
 Leibniz 3, 4, 6.
 Leist B. W. 49, 189, 190, 219.
 Lenormant 28, 77, 96.
 Leo H. 21.
 Leskien A. 73, 74, 91.
 Lewy H. 78.
 Lhuyd E. 14.
 Lindenschmit 111.
 Link H. F. 9, 15.
 Löher v. 117.
 Lottner C. 54, 58, 62, 81.
 Lubbock J. 186, 188.
 Mackel E. 84.
 Mainow 109.
 Manatt 163.
 Meringer R. 48, 51, 75, 129, 144,
 212—214.
 Meyer E. 129.
 Meyer G. 46, 48, 72, 80.
 Meyer L. 71.
 Meyer R. M. 52, 215, 227.
 Michaelis C. 121.
 Michalo Lituanus 6.
 Michel H. 227.
 Michelis E. de 129.
 Miklosich F. 46, 63, 82, 83.
 Misteli F. 30, 32, 88.
 Mommsen Th. 22, 62, 79.
 Much M. 49, 117—121, 211.
 Much R. 51, 76, 81.
 Müllenhoff K. 61.
 Müller A. 78, 198.
 Müller F. 62, 77, 94, 106, 146, 150.
 Müller M. 30, 33, 57, 58, 68, 88, 90,
 116, 185.
 Muir J. 88.
 Muss-Arnolt W. 78.
 Nietzsche F. 204.
 Nyström A. 116.
 Omalius d'Halloy de 107, 117.
 O'Reilly 27.
 Osthoff H. 184, 201, 203, 204 (vgl.
 d. Nachtr.).
 Parry D. 14.
 Paul 143.
 Pauli F. C. 30, 59, 99.
 Paulinus a S. Bartholomaeo 5.
 Penka K. 75, 108, 112—114, 118,
 121, 153.
 Pictet A. 24—28, 33, 50, 68, 85—
 88, 94, 179.
 Piètrement C. A. 108.
 Pösche Th. 109, 110, 112.
 Pogatscher A. 82.
 Pole 205.
 Pott F. A. 11, 12, 15, 16, 30, 46
 101.
 Prellwitz W. 46.
 Pruner-Bey 108.
 Rask R. K. 14.
 Ratzel F. 121, 128, 155.
 Raumer R. v. 82.
 Reinach S. 85, 108, 127.
 Remusat A. 13.
 Renan E. 77.
 Rendall 114.
 Rhamm K. 227.
 Rhode J. G. 9, 10, 90.
 Rhys 127, 128.

- Riese A. 215.
Ritter K. 13.
Robert 207.
Rohde E. 219.
Roth 27.
Rougemont F. v. 28.
Saalfeld A. 80.
Sayce A. H. 114, 161, 186.
Scherer W. 61.
Sejn 231.
Schildberger J. 3.
Schlegel A. W. v. 10, 11, 15, 28—30.
Schlegel F. v. 8.
Schleicher A. 32, 37, 51, 53—55, 56, 57, 59, 61, 68, 88, 133, 147.
Schmidt J. 63—68, 71—74, 105—107, 114, 168—171, 216.
Schrader E. 103.
Schrader O. 34, 47, 48, 51, 52, 81, 124, 219, 226, 227.
Schuchardt H. 68.
Schultz W. 206.
Schurtz H. 121.
Seiler F. 82, 127.
Sergi G. 116.
Seybold Chr. 84.
Sievers E. 144.
Sobolevskij 142, 152.
Sograf 148.
Sonne W. 60, 68, 88.
Spiegel F. v. 60, 62, 68, 90, 95 97.
Sprenger 103.
Stengel P. 220.
Stieda 126, 212.
Stokes W. 27, 46, 84, 137.
Stolz F. 48, 52.
Streitberg W. 48, 50, 52, 126, 221, 223, 224.
Stuart Glennie 129.
Sweet H. 126.
Symons B. 51, 129, 176, 187, 195.
Taylor C. J. 125.
Thurneysen R. 84.
Tilak Bâl Gangâdhar 109.
Tomaschek W. 41, 48, 112, 124, 125.
Tsountas 163.
Uhlenbeck C. C. 46, 83, 126.
Ujfalvy Ch. de 115, 116.
Usener H. 31.
Vámbéry H. 83, 141, 205.
Vater J. S. 3, 14.
Veckenstedt E. 206.
Virchow R. 111, 154.
Vodskov H. S. 51.
Wackernagel W. 82.
Walde A. 46, 162.
Warren W. F. 109.
Weber A. 12, 27, 28.
Weise O. 79, 80, 199, 205.
Westphal R. 31.
Whitney W. D. 30, 57, 71, 91, 99.
Wiedemann A. 79.
Wilamowitz 163.
Williams M. 96.
Wilser L. 114.
Wilson 27.
Windisch 27, 197.
Winternitz M. 52, 121, 123, 211, 230.
Wissowa 207.
Wočel J. E. 63.
Wundt W. 51, 142, 144, 164, 186, 191—194, 201, 202, 206, 225—227.
Zeuss K. 20, 60.
Zimmer H. 12, 61, 89, 149, 150, 186, 188.
Zupitza E. 51.

Nachträge und Berichtigungen.

p. 63. Füge hinzu A. Budilowitsch Die Sprache, Lebensweise und Vorstellungen der alten Slaven auf Grund lexikalischer Tatsachen (russ.) I, 1 und 2. Petersburg 1878—79 (vgl. Archiv f. Anthrop. XII, 396).

p. 81. Füge hinzu Arbois de Jubainville *De la civilisation commune aux Celtes et aux Germains*, *Revue archéol.* 3 sér. XVII, 191.

p. 117. Z. 12 v. u. lies L. Geiger.

p. 121 Anm. Als Kritiker M. Muchs ist jetzt noch A. Fick zu nennen, der in einer ausführlichen Besprechung (B. B. XXIX, 225 ff.) ebenfalls Muchs Ansicht ablehnt. Er selbst nimmt jetzt als Urheimat der Indogermanen „eine Zone von wechselnder Breite zwischen dem Rhein und dem Hindukusch“ an. Über seine Ausführungen wird sich, ebenso wie über die p. 129 nachgetragenen Schriften von K. Helm und J. Hoops, näheres zu berichten im Schlusskapitel des II. Teiles dieses Werkes (Urheimat der Indogermanen) passende Gelegenheit bieten.

p. 126 Z. 4 v. u. lies 1893.

p. 214. Vgl. in „Bylinen und historische Lieder des Gouvernements Archangel“, gesammelt von A. D. Grigoriewü I (Moskau 1904), 54 die Schilderung des Dorfes *Koležma*: „Die Lage ist niedrig und sumpfig. Um daher auf der Strasse gehen zu können, hat man auf ihr ein ziemlich breites hölzernes Trottoir errichtet, das *mostki* (vgl. *mostü* „Brücke“) heisst. Von diesem gemeinsamen Fusssteig führen besondere *mostki* nach jeder Bauernhütte“ usw.

p. 218. Die hier zugrunde gelegten Deutungen des lat. *nubo* und des ahd. *munt* scheinen mir viel wahrscheinlicher als die von Kretschmer (Aus der Anomia 27) vorgeschlagene Erklärung des ersteren Wortes aus altsl. *snubiti* „lieben“ (man bedenke auch, dass *nubo* nur von der Frau gilt und mit dem Dativ verbunden wird: „sich für Jemand verhüllen“) und die von Osthoff (vgl. Heidelb. Tageblatt vom 28. 1. 1901) versuchte Trennung des ahd. *munt* „Schutz“ von *munt* „Hand“.
